

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 25 / DONNERSTAG, 18. JUNI 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Der Stellvertreter des Führers in Köln.

Rudolf Heß, der während der Großkundgebung des Bundes der Kinderreichen in Köln weilte, wurde auf der Fahrt durch die Stadt von der Bevölkerung freudig begrüßt. Hier überreicht ein Pimpf dem Stellvertreter des Führers einen Blumenstrauß.

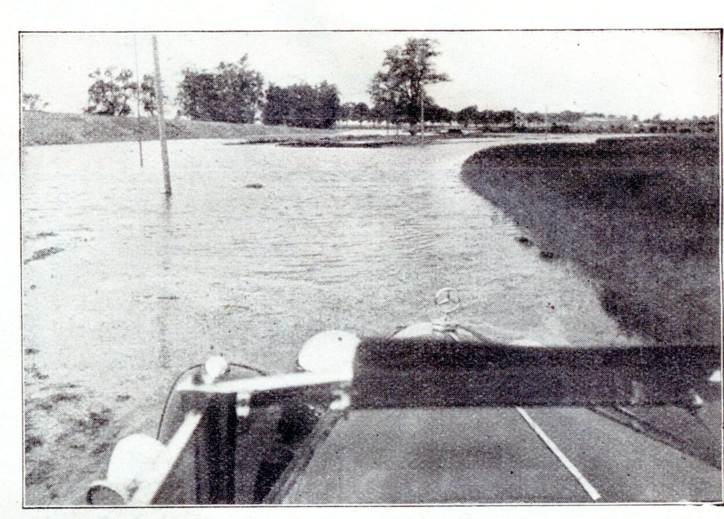
Aufnahme: Conrad Horster.

VOM TAGE

Links:
Graf Ciano, Italiens neuer Außenminister.

Im Zusammenhang mit der Umbildung in der italienischen Regierung wurde der bisherige Propagandaminister Graf Ciano, der Schwiegersohn Mussolinis, zum Außenminister ernannt.

Presse-Bild-Zentrale



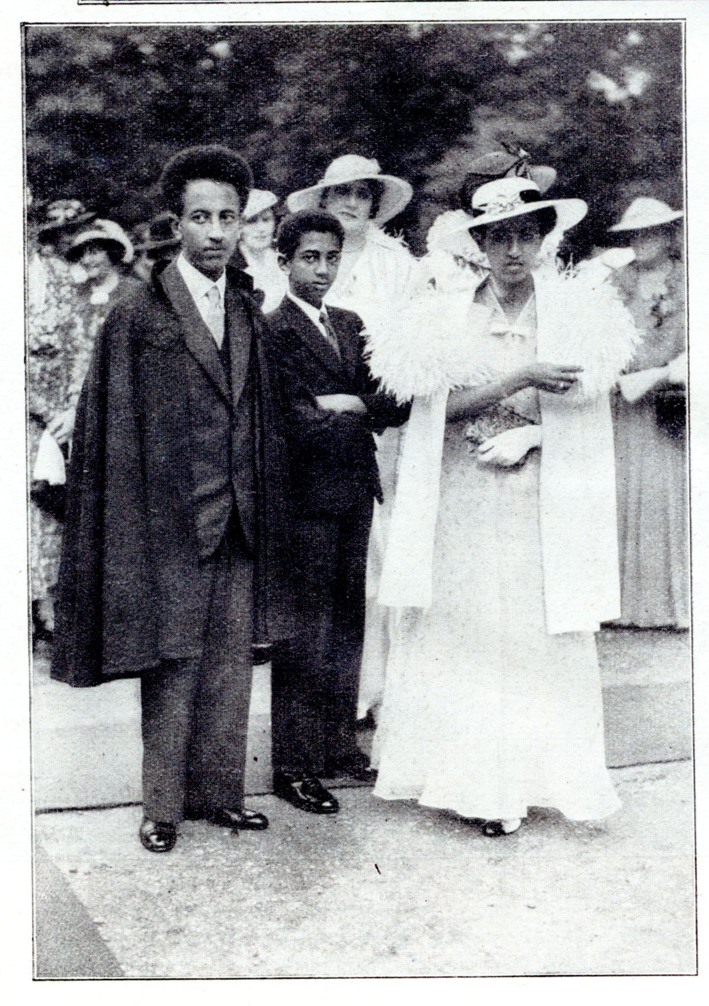


Überschwemmung im Donaubecken von Straubing.

Die anhaltenden Regengüsse in Süddeutschland haben zu einem beträchtlichen Ansteigen der Flüsse geführt. Im Donaubecken bei Straubing kam es zu großen Überschwemmungen. Oben: Ein Auto auf einer Fahrstraße, die zum Fluß geworden ist.

Aufnahmen: Leo Bauer.

Links: Das zum Trocknen auf der Wiese geschichtete Heu ist von der Flut fortgespült worden und muß von den Bauern mühsam wieder zusammengeholt werden.



Links: Die Anwesenheit des Negus als gesellschaftliches Ereignis in London.

Die abessinische Kronprinzessin mit ihrem Bruder, dem Herzog von Harrar, bei einer Garden-Party, die von Mrs. Seligman im Lincoln-House gegeben wurde.

Weltbild.



Auch die „Caddies“ streiken in Paris.

Die Träger der Golfschläger von den Golfplätzen bei Saint Cloud benützen die Zeit ihrer Streikruhe, um sich selbst revolutionär-herrschaftlich zu betätigen.

Presse-Photo.

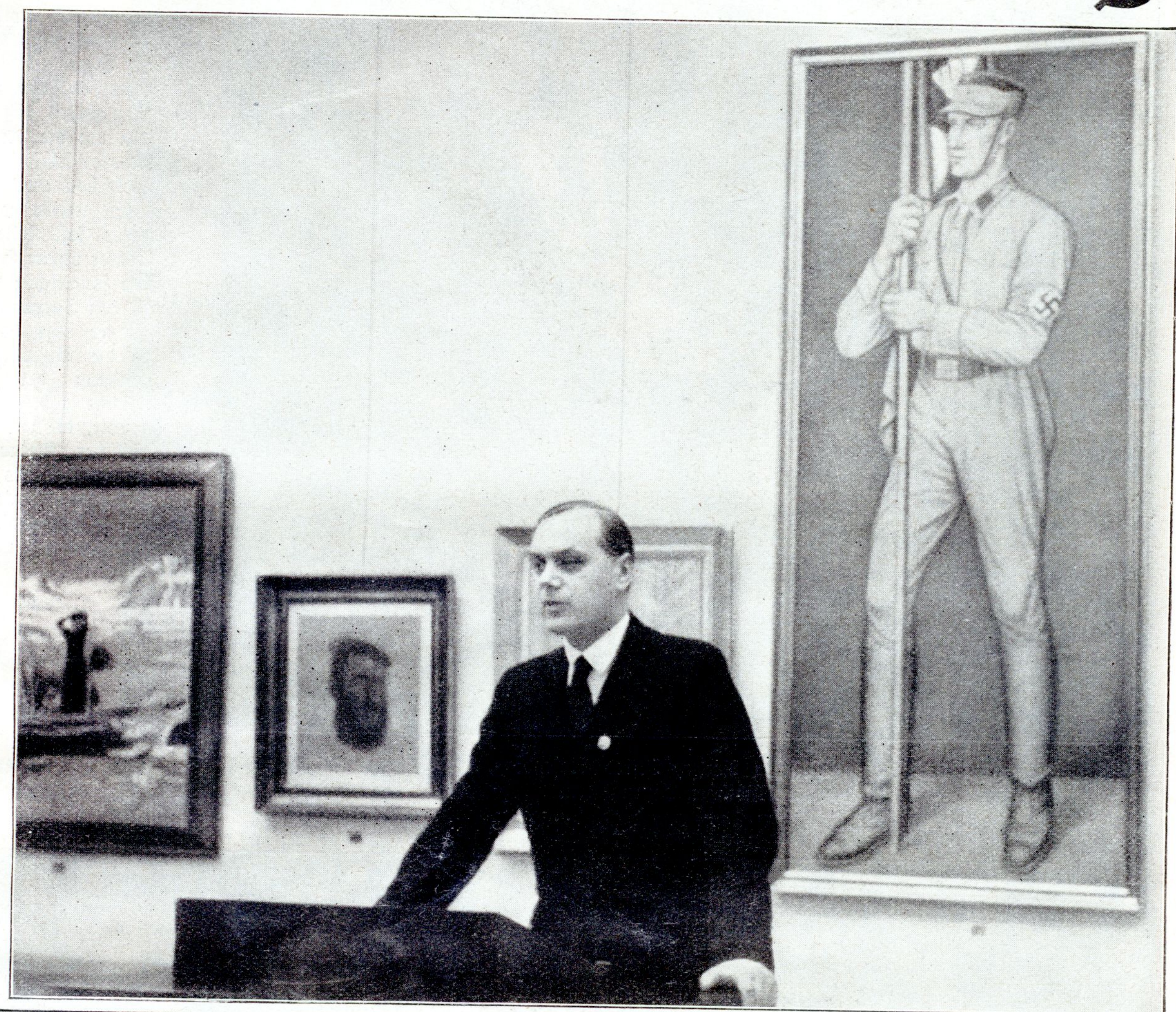
Alfred Rosenberg

BANNERTRÄGER DER IDEE

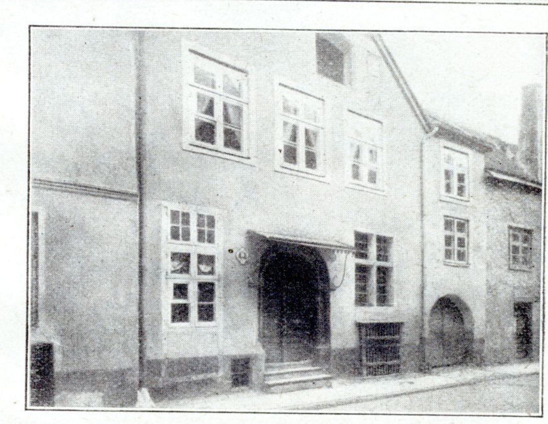
Zur Tagung der NS.-Kulturgemeinde in München vom 14. bis 19. Juni

Mit dem Namen Alfred Rosenberg verbindet sich heute und morgen, weit über alle seine Arbeitsgebiete und Aufgaben hinaus untrennbar sein Werk: „Der Mythus des 20. Jahrhunderts.“ Vor diese Wertung und konsequente Gesamtschau der weltanschaulichen Auseinandersetzungen unserer Zeit setzte sich Rosenberg ein Wort Meister Eckehards, das in seiner Absicht und Klarheit Spiegel der Grundlage ist, von der aus dieses Werk eines Lebens begann: „Diese Rede ist niemand gesagt, denn der sie schon Sein nennt als eigenes Leben oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens.“

Der Führer hat unter seinen ersten Kameraden Männer, die an der propagandistischen Auswertung und Verbreitung gegebener Ideen arbeiten und, von dem heutigen Standpunkt her gesehen, schier Unglaubliches geleistet haben. Alfred Rosenberg ging abseits von jener gewiß lebenswichtigen Arbeit den Weg in die Tiefe; kühn und kühl in strenger denkerischer Konsequenz zeigte er bis in die



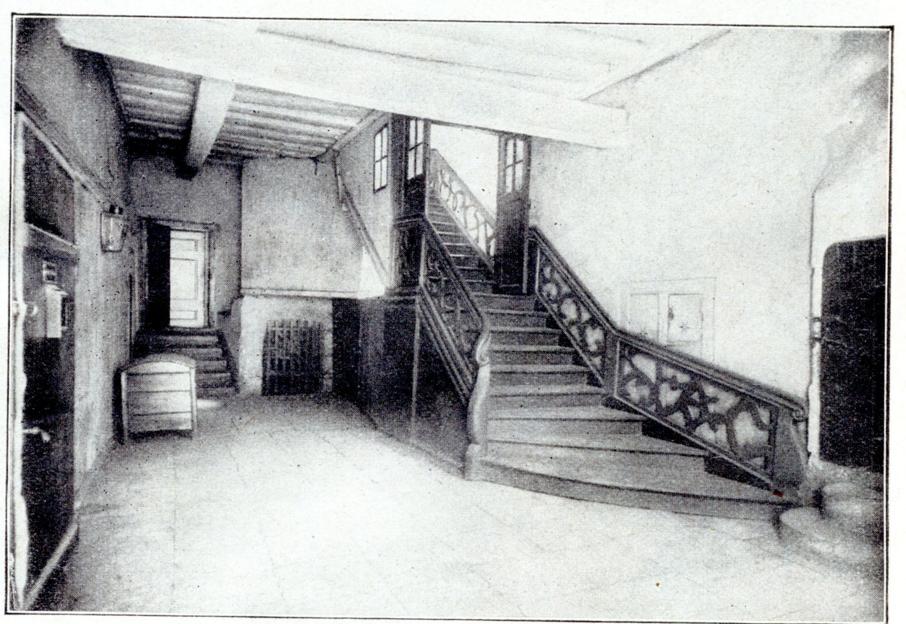
Reichsleiter Rosenberg eröffnet mit seiner Rede eine Kunstausstellung.
Vom Führer zu der hohen Aufgabe berufen, das deutsche Kulturleben mit dem Geist der Bewegung zu erfüllen, wies Alfred Rosenberg immer wieder auch dem bildenden Künstler Richtung und Ziel.



Rechts: Das Rosenbergsche Haus in Reval.



Eine Führerbesprechung aus der Kampfzeit.
Alfred Rosenberg, der durch die Herausgabe der Zeitschrift „Der Weltkampf“ den Sieg der Idee vorbereiten half, hatte damals als Mitarbeiter und Nachfolger Dietrich Eckarts die Hauptschriftleitung des „Völkischen Beobachters“ übernommen.



Flur und Treppe im Rosenbergschen Haus in Reval.

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (1), R. Sennecke (1), Archiv (2).



Der Chef des Außenpolitischen Amtes, Alfred Rosenberg, im Gespräch mit ausländischen Journalisten.

letzten Spalten unerbittlich die Auswirkung der nationalsozialistischen Weltanschauung auf allen Gebieten unseres völkischen Lebens.

Unerbittlich, aber immer unaufdringlich immer nur zu jenen sprechend, die „diese Rede schon ihr Eigen nannten", die, wach geworden, nun mit ihm einen Weg gingen, mit ihm zu Kämpfern um die Reinheit und die kompromißlose Totalität unserer Weltschau wurden.

So wurde es möglich, daß dieser fast kalte, verschlossene Denker offene Herzen und tiefsten fanatischen Willen fand in all den Tagesaufgaben, die der Führer über das große Werk an die Gestaltung und Überwachung der Idee diesem Manne gab.

Wir, die wir ihn kennen in täglicher Kleinarbeit, die wir ihn erleben als Ratgeber, als Kämpfer und als klugen Diplomaten, haben vielleicht über der Hochachtung und Zuneigung zum Menschen Rosenberg nicht den genügenden Abstand zum Werk dieses Mannes, draußen aber, im Volk, in allen Auseinandersetzungen und Klärungen auf allen Fronten, da lebt er, da steht er, mahnend und rufend, und erfüllt mit seinen großen Gedankenreihen Aufgabe um Aufgabe, in deren Lösung immer wieder dieser Mann und sein unbeugsamer Wille entscheidend Pate standen.

Ist es notwendig, an dieser Stelle den Weg aufzuzeichnen, den Standpunkt zu umreißen, von dem aus heute seine Kraft strahlt in den großen Aufbruch unserer Zeit? Wir, die wir diese Zeit mitgestaltend erleben, die wir auch ungeschoben marschieren, sehen in ihm einen der großen Bannerträger der deutschen Revolution, und dort, wo die Fahne weht, wo heute unter ihr gekämpft und gestritten wird, ist Alfred Rosenberg.

Gunter d'Alquen.

Aufnahmen: Weltbild.

Am Tag der Alten Garde.
Der Führer reicht seinem Kampfgenossen und Mitarbeiter die Hand.

„Hier waren einmal die Erdhöhlen!"

Aufnahmen: v. Perckhammer.

Unser Mitarbeiter H. v. Perckhammer fand im Jahre 1931 in der Nähe des Werbellinsees bei Berlin eine jammervolle menschliche Behausung. In einer Art Unterstand, einer feuchten Erdhöhle, wohnte eine sechsköpfige Familie. Im Kessel kochte eine wässerige Kartoffelsuppe — das war das Sonntagsmahl des Arbeitslosen. Die abgehärmte Frau schluchzte und zeigte auf einen Kinderwagen, in dem seit Tagen ein kleines Kind mit kalkweißem Gesichtchen lag. Es war an Unterernährung und Lungenentzündung gestorben. Geld für die Beerdigung war nicht vorhanden.

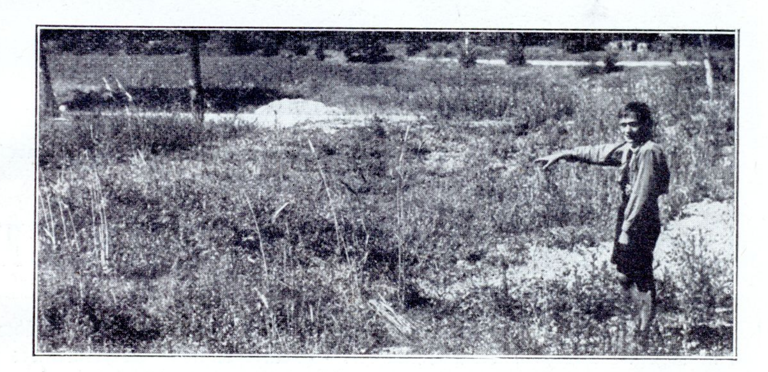
Unlängst suchte unser Mitarbeiter die Stätte dieses Elends wieder auf. Aber er fand die traurige Wohnung nicht mehr. Ein kleiner Junge aus der Ortschaft Joachimsthal deutete auf eine Rasenfläche: „Hier waren einmal die Erdhöhlen" — und erzählte dann weiter, daß der Mann wieder Arbeit und Brot gefunden habe. Der Junge führte den Besucher zu dem Wohnhaus der Familie, und unser Mitarbeiter konnte sich davon überzeugen, daß die Jahre der schlimmsten Not für diese Leidgeprüften vorüber sind.



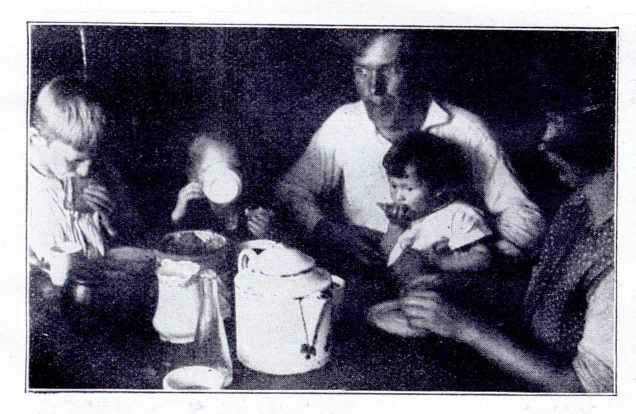
In dieser feuchten, menschenunwürdigen Erdhöhle unweit des Werbellinsees bei Berlin wohnte 1931 eine sechsköpfige Familie.



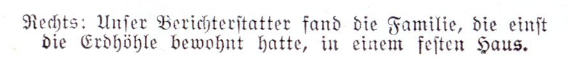
„Als ich diese Familie 1931 besuchte", so erzählt unser Berichterstatter, „lag das kleinste Kind schon seit drei Tagen tot in seinem Wägelchen. Der Aufenthalt in den schrecklichen Löchern war gerade für die Kinder lebensgefährlich."



Rechts: „Hier waren einmal die Erdhöhlen", sagte der kleine Hitlerjunge aus dem Dorf. „Der Mann wohnt jetzt im Hause nebenan. Er arbeitet bei der Reichsautobahn."



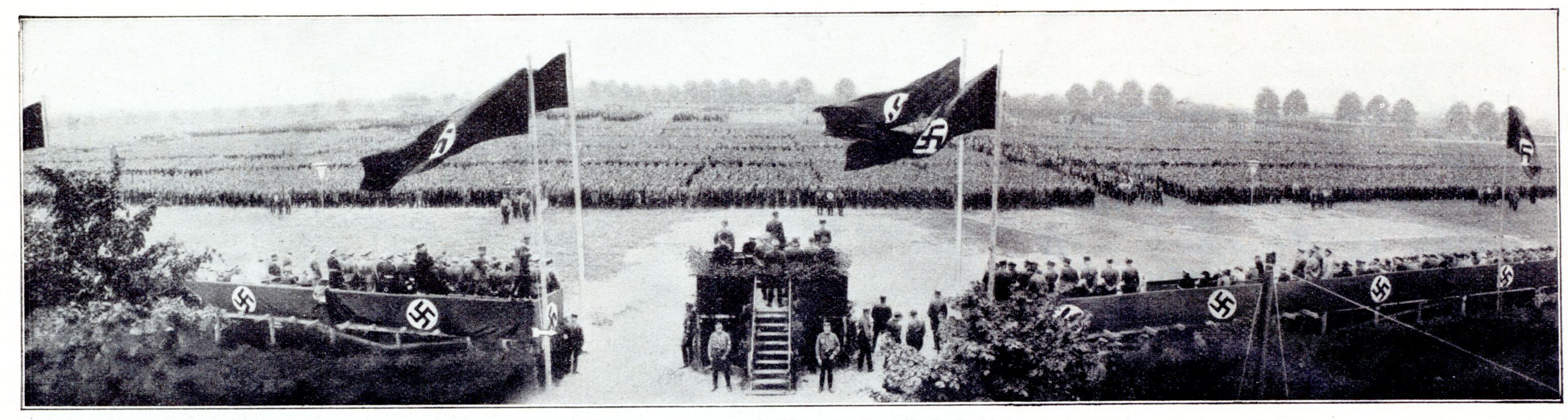
„Vor fünf Jahren sah es anders mit uns aus", erklärte der Familienvater, als er sich mit Frau und Kindern zur Mahlzeit an den Tisch gesetzt hatte.



*



Rechts: Unser Berichterstatter fand die Familie, die einst die Erdhöhle bewohnt hatte, in einem festen Haus.



Tag der Gruppe Nordsee am 6. und 7. Juni.
Der große Aufmarsch auf der Pauliner Marsch.

TAG DER SA.-GRUPPE NORDSEE

45 000 SA.-Männer der SA.-Gruppe Nordsee waren Sonntag, den 7. Juni, vor dem Stabschef des Führers Lutze in Bremen versammelt. Auf der Pauliner Marsch sprach der Stabschef in Gegenwart des Gauleiters von Weser-Ems, Reichsstatthalter Roever, des Bürgermeisters Heider, Bremen, zahreicher Gruppenführer und führender Männer von Partei, Staat und Wehrmacht zu seinen SA.-Männern, und am Osterdeich marschierten die Formationen der Gruppe, die Reiterstandarten und die Ehrenabordnungen der Partei und ihrer Gliederungen in schneidigem Vorbeimarsch an dem Stabschef vorbei.



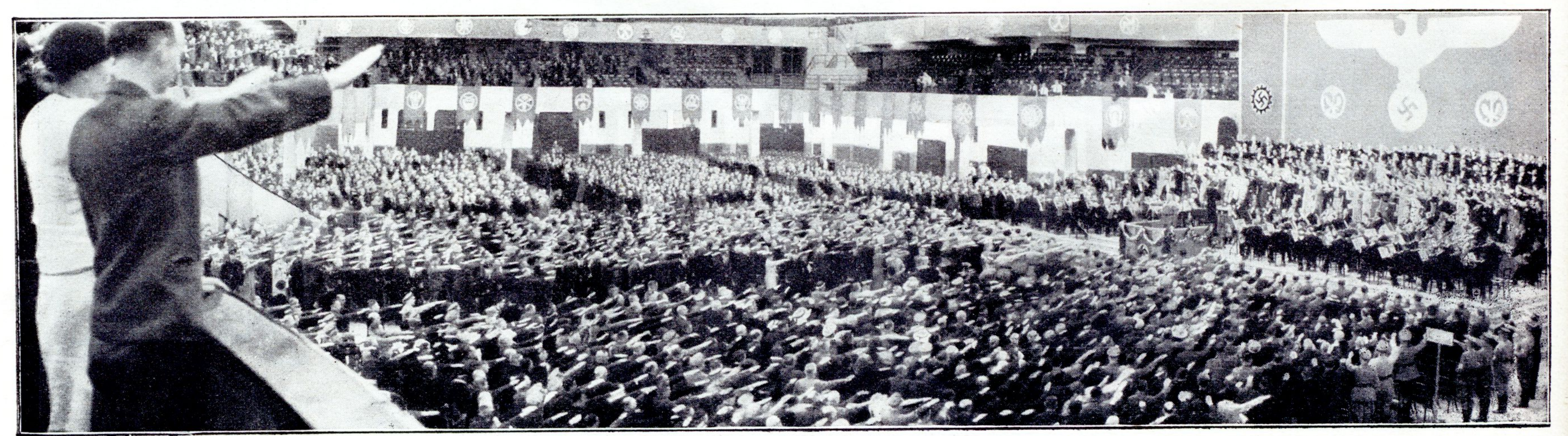
Der Stabschef trifft zum Reitturnier auf der Tribüne der Rennbahn ein.
Aufnahmen: Cüppers (2).

REICHSHANDWERKERTAG

Zum ersten Male hatte Frankfurt am Main in diesem Jahre zum Reichshandwerkertag den Festschmuck angelegt, der nun alljährlich wieder dem deutschen Handwerk zu Ehren die Straßen und Plätze dieser altehrwürdig schönen „Stadt des Handwerks" verzaubern wird. Den Weg, den der Festzug nahm, säumten auf sieben Meter langen und zwei Meter breiten blauen Fahnentüchern die bunten Wappen aller Städte, die Amtssitz eines Kreishandwerksmeisters sind. Die Festhalle, der Ort der großen Kundgebungen, war in ein Meer von Gold und Blau getaucht. Die Zeichen der Arbeitsfront und des Handwerks schmückten den Bahnhof und die übrigen hervorragenden Gebäude. Bis in die fernsten Vororte flatterten Haus an Haus die Hakenkreuzfahnen.



Ein fröhliches Bild vom Reichshandwerkertag in Frankfurt a. M.: Wandernde Handwerksburschen und lustige Wäschermädel.

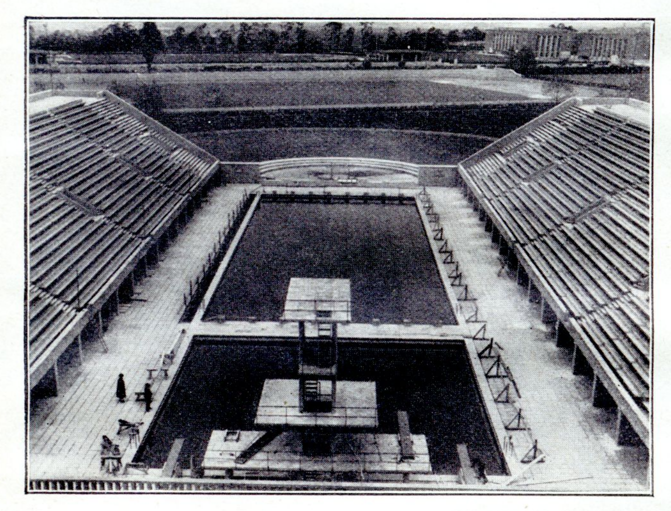


Die Abendfeier des Deutschen Handwerks in der Frankfurter Festhalle.
Hier überbrachte Reichsleiter Dr. Ley dem Reichshandwerksmeister Schmidt und dem Reichsstand des deutschen Handwerks die Grüße des Führers.
Aufn.: Sepp Jäger.

Die Olympische Kampfstätte

VEREINIGT DIE SPORTJUGEND DER GANZEN WELT

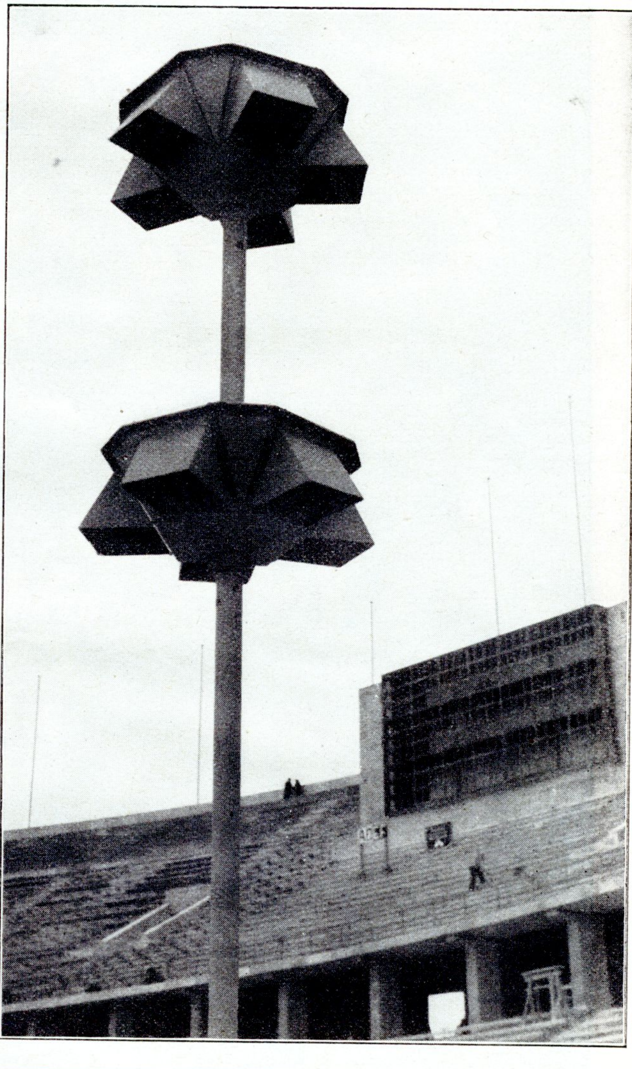
Unter dem Eindruck der von den Griechen 1906 in Athen veranstalteten Olympischen Spiele wurde der Plan gefaßt, auch in Deutschland ein Stadion anzulegen. Es entstand dann jene Kampfbahn, die von dem Architekten March in den Boden des Grunewalds bei Berlin, mitten zwischen das Geläuf der berühmten Rennbahn gebettet wurde. Auf den Olympischen Spielen in Stockholm wurde dann diese herrliche Kampfstätte für das Olympia 1916 auserkoren. Aber der Weltkrieg kam, und niemals hat das „Deutsche Stadion" olympische Kämpfe gesehen. Denn als nun mit zwanzigjähriger Verspätung die Berliner Olympischen Spiele stattfinden sollten, da erwies sich das Stadion mit seinen 50 000 Plätzen als viel zu klein. Der Führer veranlaßte einen vollständigen Neubau, der dem Sohn des einstigen Stadionbauers übertragen wurde. Das neue Stadion bietet 106 000 Zuschauern Platz.



Das wunderbare Schwimmstadion faßt 20 000 Zuschauer.



Eines der Kolossalpferde, die vor dem Marathontor Aufstellung gefunden haben.



Rechts: Einer der riesigen Lautsprecher, die im ganzen Olympiastadion verteilt sind. Im Hintergrund die gewaltige Nummerntafel, auf der die Kampfergebnisse mitgeteilt werden.



Der mächtige Innenraum des Olympischen Stadions.
Die Kampfbahnen sind schon fertiggestellt, und der schön gepflegte Rasen wartet auf die olympischen Kämpfer.
Aufnahmen: Dr. Kühle, Akademia.

Zeichnung von M. Zeno Diemer.



1 Reichssport-Führung; 2. Reichsakademie f. Leibesübungen; 3. Aug.-Bier-Platz; 4. Hanns-Braun-Platz; 5. Tennis-Plätze; 6. Hockey-Stadion; 7. U-Bahnhof „Reichssportfeld";
lichtbühne; 15. Olympia-Glockenturm; 16. West-Tor (Start und Ziel des Marathonlaufes); 17. Reitbahn; 18. Gaststätte; 19. Süd-Tor (Hauptzugang); 20. Reichsbahnhof

Der Schauplatz der XI. Olympischen



8. Parkplätze; 9. Ost-Tor; 10. Olympia-Stadion (100000 Zuschauer); 11. Schwimmstadion; 12. Marathon-Tor; 13. Aufmarschgelänae (Polofeld); 14. Dietrich-Eckart-Frei-
„Reichssportfeld"; 21. Heerstraße; 22. Grunewald; 23. Deutschlandhalle; 24. Avusbahn; 25. Funkturm; 26. Ausstellungshallen; 27. Charlottenburg; 28. Siemensstadt

Spiele in Berlin / 1. bis 16. August 1936



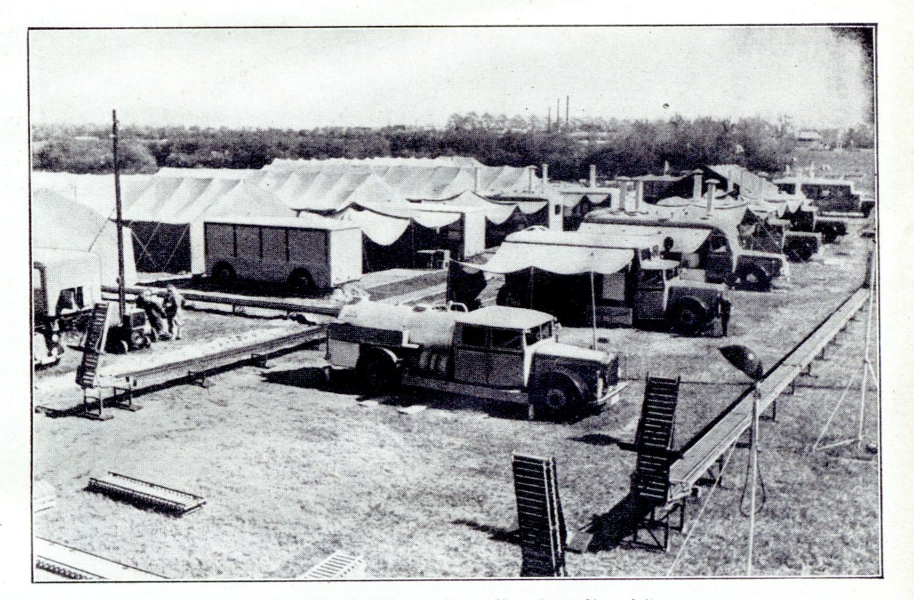
Das Schild, mit dem jeder Wagen des Hilfszuges Bayern ausgestattet ist.
Im Einsatz untersteht der Hilfszug dem Reichspropagandaleiter Dr. Goebbels, in der Verwaltung dem Reichsschatzmeister Schwarz.



Der Hilfszug Bayern

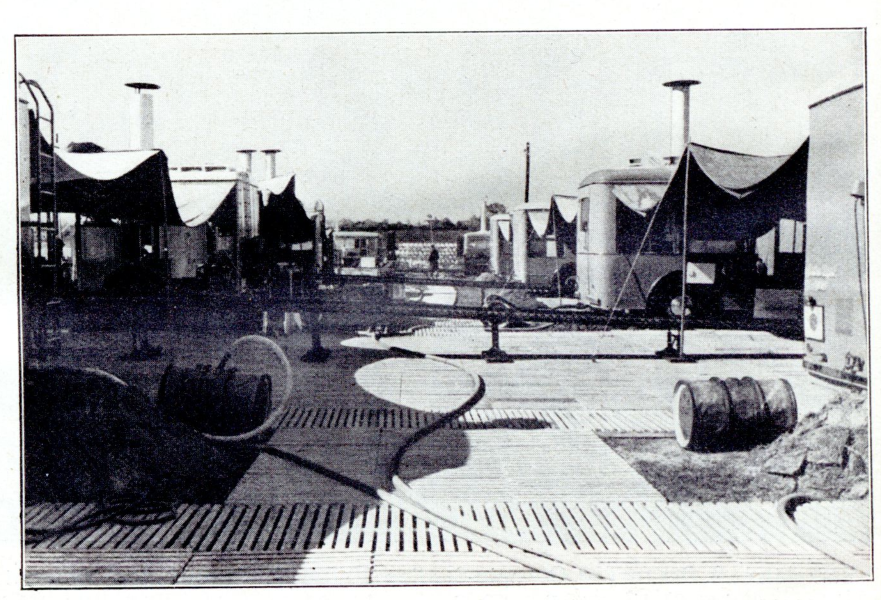
Durch die Großaufmärsche der Partei und anderer Formationen wurde die Frage akut, wie die aufmarschierenden Massen schnell und billig verpflegt werden können. Aus dieser Frage ergab sich die Notwendigkeit, geeignete transportable Großküchen zu erbauen, die der vorgenannten Voraussetzung entsprechen. Großaufmärsche aller Art bringen naturgemäß Erkrankungen und Verletzungen der Teilnehmer mit sich. Hieraus ergab sich wiederum die Notwendigkeit, transportable Sanitätseinrichtungen zu schaffen, die auch diesen Ansprüchen gerecht werden. Bei Eintreten von Katastrophen, wie z. B. Eisenbahnunfälle, Hochwasser- und Explosionskatastrophen ist es notwendig, auch hier geeignetes Pioniermaterial zur Verfügung zu haben, um auch für diese Ereignisse gerüstet zu sein, um sofort helfend eingreifen zu können. Der Hilfszug Bayern verfügt insgesamt über 95 Fahrzeuge einschließlich Anhänger und 20 Stück Feldküchen, die als Automobilanhänger befördert werden. In seinem wesentlichsten Teil besteht der Hilfszug Bayern aus 3 Abteilungen, und zwar: 1. die Großküchenanlage, 2. die Sanitätsabteilung, 3. die Pionierabteilung.

Die **Großküchenanlage** umfaßt 8 Stück Fahrzeuge zu je 5 Tonnen, auf denen insgesamt 30 Vollbadglyzerin-Kessel zu je 300 Liter Inhalt montiert sind. Ferner stehen dem Hilfszug insgesamt 18 Stück Bratröhren, die ebenfalls auf diesen Fahrzeugen montiert sind, zur Verfügung. Die Vollbadglyzerin-Kessel und Bratröhren werden von einer be-



Die Großküchenanlage ist „kampfbereit".
8 Küchenfahrzeuge mit 30 Großkesseln, von denen jeder 300 Liter faßt, harren ihrer Arbeit.



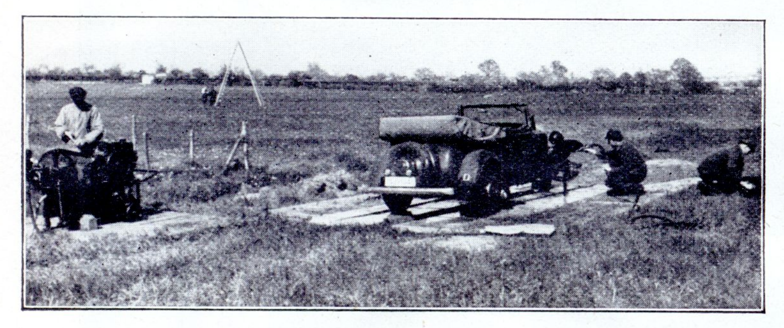


Links: Die Dieselkolonne des Hilfszuges, schnelle Lastwagen, die zu jeder Minute einsatzbereit sind.
In dringenden Fällen können damit aus weit entfernten Orten rasch Lebensmittel und anderes Material herangeschafft werden.

Ein Durchblick durch die aufgestellte Großküchenanlage.
Bei vollem Einsatz können über zweihunderttausend Menschen an einem Tag mit drei vollständigen Mahlzeiten versehen werden.



ist aufgestellt. In breiter Front die Dieselkolonne, links das Kommandozelt, im Hintergrund die Mannschaftszelte mit den Wohnwagen.



Reparaturen aller Art werden mit eigenen Mitteln ausgeführt.
In der Werkstatt auf freiem Felde wird soeben ein reparierter Personenwagen mit Kompressorpumpe neu abgespritzt.

sonders patentierten Ölfeuerung mit deutschem Rohöl beheizt. Außerdem stehen der Großküchenanlage 20 Stück ölbeheizte Feldküchen (Gulaschkanonen) zur Verfügung, wovon jede Feldküche einen Speisekessel mit 200 Liter Inhalt und einen Kaffeekessel mit 90 Liter Inhalt besitzt. Diese ölbeheizten Feldküchen sind außerdem mit einer kompletten Bratröhre ausgerüstet, so daß dem Hilfszug Bayern insgesamt 38 Bratröhren zur Verfügung stehen. Die Befeuerung der Feldküchen und Bratröhren erfolgt ebenfalls nach einem besonders patentierten Vorgang durch die Abgase der Rohölflamme. Die patentierte Ölfeuerung des Hilfszuges betätigt sich nicht, wie die bis jetzt bekannten Ölfeuerungen des Kontinents, durch Hoch-, Mittel- oder Niederdruckverfahren. Die Funktion der Ölfeuerung beruht auf dem Prinzip der Fliehkraft. Die Regulierung der Flamme geschieht durch ein einfaches Handrädchen, ähnlich wie bei den bekannten Kochgaskochern einer jeden Haushaltung. Mit der Rohölflamme werden zirka 1800 Hitzegrade entwickelt. Benötigt werden, um den Inhalt eines 300-Liter-Kessels von 10 auf 100 Grad Celsius zu bringen, in der ersten Anheizperiode, d. h., wenn Glyzerin und Öl vollkommen kalt sind, zirka 35 Minuten. Nach der ersten Anheizperiode kann diese an sich schon kurze Zeit von 35 Minuten, wenn nun

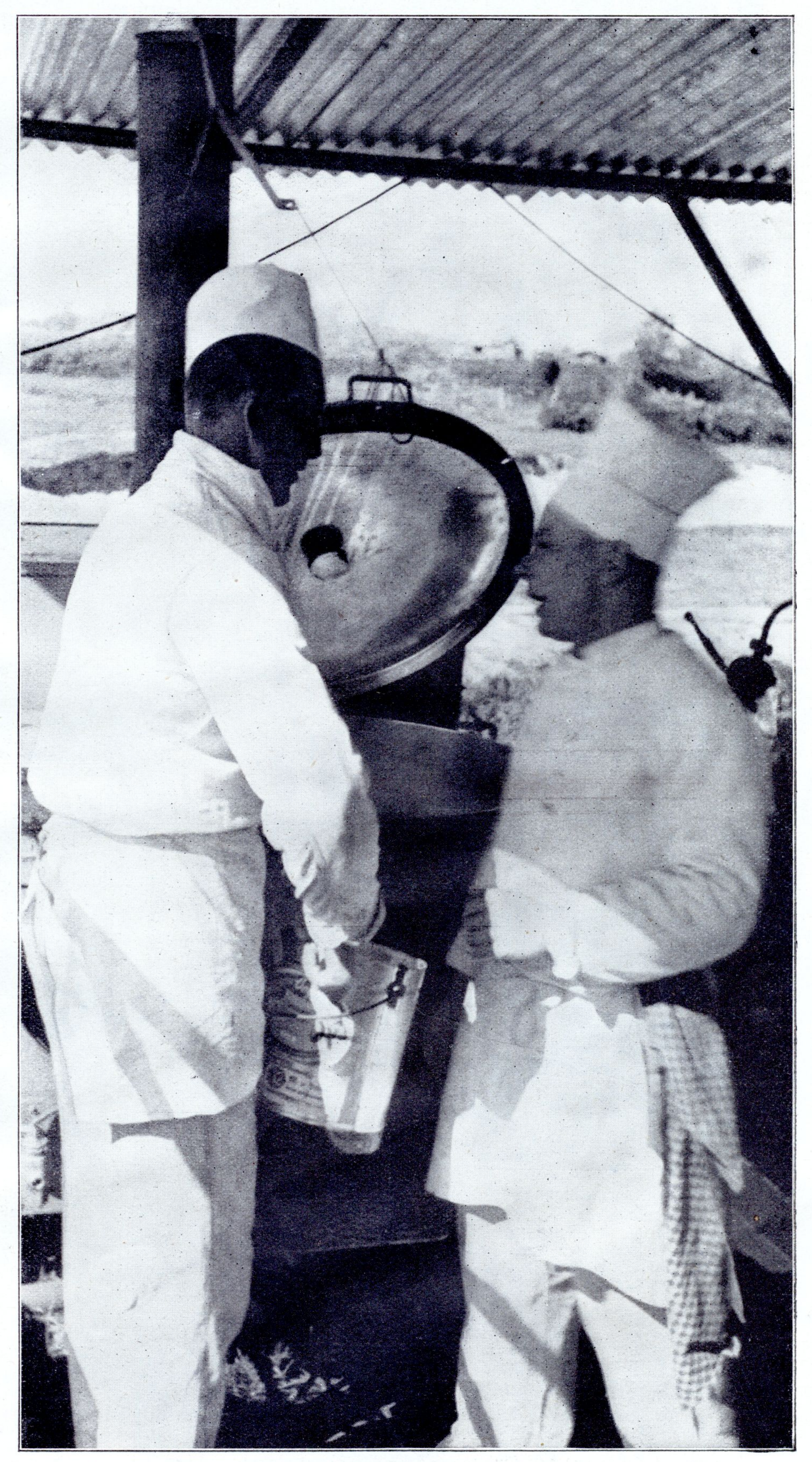


Die Metzgerei des Hilfszuges.
Der Hilfszug Bayern ist ausgerüstet und arbeitet wie ein richtiges Schlachthaus. Das Vieh kann hier geschlagen und das Fleisch in jeder Art verarbeitet werden. Auch Würste werden hier gemacht. Augenblicklich wird gerade ein schönes Pickelsteiner vorbereitet! Die Verpflegung, die der Hilfszug Bayern liefert, ist in jeder Beziehung erstklassig.



Ein Teil der Gemüsekörbe für zwei Küchenwagen.
Nur allerbestes und frischestes Gemüse wird verarbeitet.

Sonderaufnahmen für den „J.B.“: Fritz Boegner.



„Generalstabsbesprechung“ im Küchenrevier. Zwei Köche beraten den Speisezettel für den kommenden Tag.

Kochkesselparade!
8—10 000 solche Kessel werden während eines Großeinsatzes mehrmals gefüllt und gereinigt.

auch noch vorgewärmtes Wasser auf pneumatischem Wege dem Kessel zugeführt wird, auf 7—8 Minuten heruntergedrückt werden. Die Großküchenanlage wird vervollständigt durch einen eigenen Metzgereiwagen, der mit sämtlichen neuzeitlichen Metzgereimaschinen sowie mit einer elektrischen Kühlanlage ausgerüstet ist. Ganz neu ist eine Speisenträger-Reinigungsanlage, die überhaupt erstmalig auf der ganzen Welt in dieser Form nur beim Hilfszug Bayern zu sehen ist

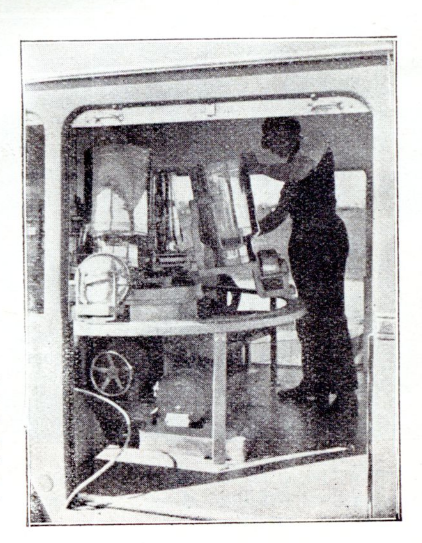
Die Speisenträgerreinigungsanlage,
einzigartig in ihrer Form, schafft die blitzsauber gereinigten Speisenträger auf Rollbahnen zur Küchenanlage.

Das Essen ist fertig.
In schnellstem Tempo werden die Speisenträger gefüllt und dann bis zur Speisenausgabe auf Rollbahnen in eigene Heißhaltungszelte gebracht.



Rechts: Speisentransport zur Einsatzstelle.
Die Speisenträger werden aus den Heißhaltungszelten in Diesel-Schnelllastwagen verladen und dort säuberlich in Stroh eingebettet, so daß die Mahlzeit frisch und heiß am Bestimmungsort anlangt.

Rechts: Einfache Bedienung der Reinigungsanlage.
Die Maschine reinigt in 7 Arbeitsgängen die Speisenträger: 1. kalte Spülung, 2. warme Spülung, 3. heiße Laugenspülung, 4. heiße Wasserspülung, 5. Heißdampfsterilisation, 6. Heißdampftrocknung, 7. Kaltlufttrocknung. Eine gründliche und vollkommene Reinigung ist damit gewährleistet.

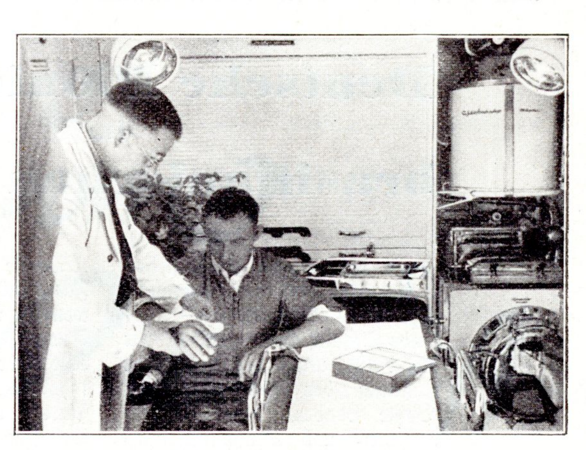




Im Kommandozelt des Hilfszuges.
Der Riesenapparat erfordert laufende Erledigung kaufmännischer und verwaltungstechnischer Arbeiten.



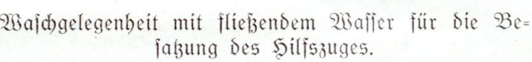
Pg. A. Borchert, Leiter und Gestalter des Hilfszuges, auf dem Wege durch das Lager.



Ein vollständig ausgerüstetes Operationszelt gestattet die sofortige Vornahme aller etwa nötigen Operationen an Ort und Stelle.

Die Sanitätsabteilung besteht aus: 1 fahrbaren Sanitätszug, der ausgerüstet ist mit Operationsraum, kompletter Apotheke, Röntgenapparatur und sämtlichen chirurgischen Instrumenten, fahrbaren Revierwagen mit insgesamt 18 Betten für Schwerkranke. Einige Sanitätsgroßzelte mit kompletter Einrichtung vervollständigen den Sanitätsteil des Hilfszuges. Der Sanitätszug wird geleitet von einem festangestellten Facharzt der Chirurgie, dem geprüftes eigenes Sanitätspersonal in ausreichendem Maße zur Seite steht.

Die Pionierabteilung besteht aus: 1 Werkstättenwagen mit allem erforderlichen Spezialwerkzeug, sowie 2 geländegängigen Fahrzeugen mit allem Brückenbaumaterial, Hebewerkzeuge, autogenische Schweißanlage usw. Dem Gesamtwagenpark gehört u. a. ein Großtankwagen an, der die notwendigen Betriebsstoffe und auch Trinkwasser in genügendem Maße mit sich führt. Eine eigene Filtrieranlage für Trinkwasser sowie eigene Licht- und Kraftstationen für komplette Lagerbeleuchtung vervollständigen die Einrichtung der Pionierabteilung



Waschgelegenheit mit fließendem Wasser für die Besatzung des Hilfszuges.
Die überall herrschende peinliche Sauberkeit läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß die Zugsbesatzung überall bei jedem Wohnzelt einen eigenen Waschraum aufbaut.



Links: Kameradschaftliche Hilfe bei der „Toilette“.
Schaftstiefel sind immer schwierig auszuziehen. Wenn einer hilft, dann geht's gleich leichter.



Rechts: Alles und jedes wird selbst gemacht.
Hier steht die fliegende Schneiderwerkstatt des Hilfszuges. Selbstverständlich sind auch Mechaniker, Schlosser, Sattler mit all ihren Instrumenten und Werkzeugen dabei, um alle irgendwie anfallenden Arbeiten sofort erledigen zu können.



Feierabend im Wohnzelt. Schafkopf und Haferltarock, ein Glas Bier und gute Stimmung!

Deutsche Pionierarbeit im brasilianischen Urwald

In der ganzen Welt stehen heute dank der unermüdlichen Tätigkeit der Auslands-Organisation (AO.) der NSDAP. unter der bewährten Führung des Gauleiters Pg. Bohle Landes-, Kreis-, Ortsgruppen- und Stützpunktleitungen, denen die Aufgabe gestellt ist, unsere reichsdeutschen Brüder im Auslande mit der nationalsozialistischen Weltanschauung vertraut zu machen. Nur schwer können wir uns eine Vorstellung bilden, mit welchen Schwierigkeiten dieser Aufbau verbunden war. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Für den Besuch von zwei Ortsgruppen im Brasilianischen Urwald ist eine achttägige (teilweise Tag- und Nacht-) Fahrt mit Bahn und Auto notwendig, oder: die Blocks einer Ortsgruppe liegen oft 100 bis 200 Kilometer entfernt, eine Halbtagsreise ist nötig, wollen die Partei- und Volksgenossen ihre Ortsgruppe besuchen. Pg. Kreisleiter Dr. A. Kolb, M. d. R., Amberg (Bayerische Ostmark), weilte vor kurzem zu einer Besuchsreise in Brasilien. Er redete nicht allein zu den deutschen Volksgenossen in den größeren Städten, sondern machte es sich gleichzeitig zur Aufgabe, den weit entfernt im Urwald lebenden, schwer schaffenden deutschen Kolonisten aus der fernen Heimat zu erzählen.



Kolonisten und Parteigenossen, die alle zur abendlichen Versammlung in die „Stadt" fahren. (1. Landesgruppenleiter Pg. v. Cossel, 2. Pg. Dr. Kolb.)

Aufnahmen: Reise-Archiv Dr. A. Kolb.



Links: So entsteht ein Kolonistenhaus. Besuch bei einem Parteigenossen, der erst vor einem Jahr hier angefangen hat, zu siedeln.



Die Wege sind unvorstellbar schlecht. Der Wagen fährt in sogenannten Autogleisen, tiefen Lehmfurchen. Im Hintergrunde abgebrannter Urwald, die erste Etappe der Kolonisation.



Nach anstrengender Fahrt und anstrengendem Ritt schmeckt das aus Fleisch und Bohnen bestehende Essen vorzüglich.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

2. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Die Berliner Arbeiterfamilie Kubowski bekommt eine neue Untermieterin. Es ist Muschi Brandt, ihres Zeichens Servierfräulein in einem Bierlokal, und sie macht sichtlichen Eindruck auf Karl, den jungen Kubowski, der nichts kennt im Leben und von nichts sonst wissen will als von seiner Arbeit als Schriftsetzer und von weltabgeschiedenen Schmökern in dickleibigen Büchern. Auch Charlott, seine hübsche blutjunge Schwester, die als Laborantin in einer großen Chemikalienfabrik angestellt ist, führt inmitten der Weltstadt ein zurückgezogenes und fast kleinstädtisch-bürgerliches Leben, bis eines Tages Blechschmidt, ein Generalvertreter der Firma, wieder nach Berlin kommt und sie zu ihm ins Hotel geschickt wird, um ein Diktat aufzunehmen. Aus dem Diktieren wird aber nichts, denn plötzlich hat Blechschmidt einfach keine Lust mehr dazu, und er bestellt für sich und Charlott Kaffee und Kuchen und plaudert mit ihr über tausenderlei Dinge, die mit dem Geschäft nicht das geringste zu tun haben. Da taucht Jan Blaauw auf, sein holländischer Freund, und alsogleich wird ein kleines Trinkgelage in Szene gesetzt.

Charlott hielt sich die Hand vor den Mund und hüstelte etwas. „Schrecklich scharf, das brennt einem den Magen aus."

„J wo", er lachte, „das ist nur das erste Glas. Das zweite wird Ihnen schon besser schmecken, und beim dritten sind Sie begeistert. Passen Sie auf." Er goß die Gläser voll.

„Nicht um die Welt", Charlott schüttelte sich, „brrr. Davon kann einem richtig übel werden."

„Schade", sagte Jan Blaauw traurig und trank sein Glas aus.

„Das ist wirklich nichts für Sie", meinte Blechschmidt, „das ist Männerschnaps. Für Sie hab' ich was Besseres." Er nahm ihr Glas und goß den weißen Jenever in einen Blumentopf. Er brachte eine rote Flasche. „Sherry Brandy", sagte er, „das wird Ihnen schmecken."

Charlott lächelte unglücklich, sie hatte Angst, sie wußte nicht, wie spät es war; es war schon dunkel im Zimmer, und die Bogenlampen auf dem Askanischen Platz brannten, es mußte schon fünf sein. Sie nippte zaghaft an dem roten Zeug, es erschien ihr ganz ausgezeichnet, und sie trank das Glas auf einen Zug aus. Schmeckte wundervoll, sie blickte zu Blechschmidt auf und lachte ihn an und nickte.

„Besser, was", sagte er; er setzte sich auf die Couch und blickte kurz zum Fenster hinaus. Dann zündete er sich eine Zigarette an, und die Flamme des Feuerzeugs beleuchtete flackernd sein Gesicht.

„Sie arbeiten auch da — in Johannisthal?" fragte Jan Blaauw.

Charlott nickte.

Er schnitt eine Grimasse: „Klebrige Angelegenheit, was?"

Blechschmidt fuhr zusammen. „Großer Gott", er hob die Armbanduhr vor die Augen, „halb sechs." Er ließ die Hand sinken und blickte Jan Blaauw verstört an.

„Was ist denn los?" fragte Jan.

„Mensch, um fünf hatte ich eine Verabredung im Eden."

Jan lachte. „Herrlich. Mit wem?"

„Mit der kleinen blonden Schauspielerin von damals, weißt du, Henrici heißt sie oder so."

„Ach, mit der." Jan lehnte sich enttäuscht zurück. „Laß sie laufen."

Blechschmidt kratzte sich nachdenklich am Kinn; dann zog er die Beine auf die Couch. „Es ist sowieso zu spät", sagte er.

„Das ist ein Weib", sagte Jan, „das immer dasselbe sagt, wie ein Papagei. Kann einem richtig auf die Nerven gehen."

„Na", widersprach Blechschmidt, „sieht aber ganz nett aus."

„Laß sie laufen, Menschenskind. Wozu in die Ferne schweifen —." Er blickte Charlott von der Seite an, sie rückte auf dem Stuhl, ich muß weg, ich muß weg, was soll ich hier, ich sitze hier herum, was kuckt der so, die wollen sich bloß lustig machen über mich.

„Noch ein Gläschen, kleines Fräulein", sagte Jan und goß Sherry Brandy ein, „Sie sind so ernst, sind Sie immer so ernst?"

Sie nahm das Glas, das er ihr hinhielt: „Och, nicht immer." Sie trank das Glas aus und stellte es auf den Tisch. Sie fuhr mit der Zunge über die Lippen. Nun war es schon ganz dunkel im Zimmer, und Jan stand auf und drehte eine Stehlampe an, die ein rötliches Licht gab.

Blechschmidt lag auf der Couch und starrte vor sich hin, er dachte nichts Besonderes; ab und zu glitt sein Blick über Charlotts Gesicht; so eine zarte schmale Nase und die vollen Lippen, ein paar Jahre älter müßte sie sein, eine zarte kleine Puppe.

„Kinder", sagte Jan, „ich hab 'ne Idee. Wir machen ein Spielchen."

„Quatsch", widersprach Blechschmidt, „ich hab' gestern gerade genug verloren."

„Feigling", sagte Jan verächtlich.

„Die einzigen Ideen, die in den Falten deines Gehirns geboren werden, sind Spielchen machen und wir wollen eins trinken."

Jan stand auf. „Ach, seid doch nicht so langweilig. Wir spielen ganz niedrig, fünf Mark Höchsteinsatz. Los —." Er räumte das Kaffeegeschirr auf den Schreibtisch. „Wo sind die Karten?"

„Müssen dort liegen", sagte Blechschmidt achselzuckend und lächelte Charlott an: „Ein armer Narr", sagte er zu ihr, „will immer spielen und verliert regelmäßig."

„So", rief Jan aufgeräumt, „das wollen wir erst mal sehen. Das kleine Fräulein auch, ja?"

Charlott wehrte erschrocken ab. „Ich nicht, ich muß jetzt gehen."

„Was gehen", er zog zwischen seinen Beinen den Stuhl unter sich und mischte die Karten, „jetzt wird nicht gegangen." Er warf Blechschmidt eine Karte hin und eine Charlott. Sie nahm die Karte und blickte verwirrt darauf, es war die Herz-Zehn: „Was soll ich denn, ich kenne das Spiel nicht."

„Sie kennen Siebzehnundvier nicht? Höchste Zeit, daß Sie es lernen. König zählt vier, Dame drei, Bube zwei, As elf, wer über einundzwanzig hat ist trop, zwei Asse ist Feuer, sticht alles, begriffen?"

Sie schüttelte verwirrt den Kopf. „Wieso —."

„Na, Sie werden schon sehen, spielen Sie erst ein paar Mal nur so mit.

„'ne Mark", sagte Blechschmidt.

Jan warf ihm eine Karte hin. „Und das kleine Fräulein?"

„Auch", sagte sie, sie bekam die Kreuz-Neun.

„Noch eine?" fragte er, und als sie nickte, gab er ihr eine Karte, es war ein As. Charlott blickte ihn hilflos an.

„Was ist denn los?" fragte er und nahm ihr die Karten aus der Hand. „Neunzehn hatten Sie, bei neunzehn kauft man nicht mehr, neunzehn ist schon sehr schön."

„Ich hab' auch genug", sagte Blechschmidt.

Jan deckte ein As auf und einen König. „Verdammt", fluchte er, „sehen Sie, das ist das Schlimmste, was einem passieren kann, fünfzehn. Stehen bleiben kann man nicht, und kauft man weiter, kommt 'ne hohe Karte, na, wollen mal sehen, kann auch 'n König kommen" — er deckte noch eine Karte auf, es war eine Neun — „trop", sagte er und warf die Karten auf den Tisch, „was hast denn du, vierzehn, so 'ne Frechheit, vierzehn hat er und ich zieh' bei fünfzehn noch 'ne Karte." Er griff in die Hosentasche und zog eine Handvoll Silbergeld hervor: „Hier, 'ne Mark, du nimmst die Bank. Das ist aber kein klassisches Beispiel gewesen", erklärte er Charlott, „bei vierzehn bleibt man nicht stehen, er tut das nur, um mich zu ärgern. Na, wollen mal sehen."

Blechschmidt mischte und gab jedem eine Karte. Er blickte Charlott mit zurückgeworfenem Kopf abwartend an. „Na?" fragte er gedehnt.

Jan neigte sich zu Charlott, seine Wange berührte ihre Schulter: „Zeigen Sie mal", sie hatte ein As, „fünf Mark", flüsterte er, „setzen Sie fünf Mark." Sein nahes Gesicht roch nach frisch rasiert; Charlott blickte ihn entsetzt an. „Was Ihnen einfällt, ich setze nicht —."

„Doch", riet er, „auf meine Verantwortung." Er neigte sich wieder zurück. „Fünf Mark die Kleine und ich auch fünf Mark", sagte er herausfordernd. Er hatte einen Buben.

Blechschmidt gab jedem eine zweite Karte; wieder neigte sich Jan zu ihr. Sie hatte eine Zehn dazubekommen und blickte ihn triumphierend an. „Tja", sagte er heuchlerisch, „lieber nicht dazukaufen, bleiben Sie stehen. Mir noch eine." Er nahm die Karte auf, runzelte die Stirn, dann warf er alle drei Karten auf den Tisch: „Trop."

Blechschmidt legte zwei Zehner auf. „Zwanzig", sagte er, „Einundzwanzig zieht."

Charlott stieß ein kleines Glucksen aus und legte feierlich ihre beiden Karten hin: „Einundzwanzig", sagte sie strahlend.

„Bravo", sagte Blechschmidt und schob ihr ein Fünfmarkstück hin, „Sie nehmen die Bank."

Charlott nahm die Bank. Die Männer kontrollierten mit wohlwollenden Blicken ihre Bewegungen. Wenn jeder fünf Mark setzt, dachte sie, bin ich pleite. Eine Karte fiel ihr beim Mischen auf den Teppich, sie bückte sich gleichzeitig mit Jan; er hielt eine Sekunde lang ihre Hand fest. Nur Zufall, dachte sie verwirrt. Tatsächlich setzte jeder fünf Mark, sie erschrack, und hatte ein Gefühl, als müsse sie weinen; keiner wollte eine dritte Karte, sie haben jeder einundzwanzig, dachte sie bestürzt, was tu ich bloß, ich hab' nur fünf Mark, sie deckte zwei Asse auf.

„Donnerwetter", rief Blechschmidt, „ich hatte einundzwanzig."

„Ich zwanzig", sagte Jan und blickte Charlott bewundernd an.

Fünfzehn Mark lagen vor ihr, ihr Gesicht glühte, und ihre Augen glänzten; in ihrem Innern stürzten hohe, dunkle Mauern krachend zusammen. Sie hüpfte auf dem Stuhl ein wenig und lachte; die ruhigen, lächelnden Blicke der Männer lagen auf ihr, und sie mischte geschäftig.

„Noch so einen roten, ja?" fragte Jan und hob die Flasche.

„O ja", rief sie. Sie hielt mit dem Mischen inne, nahm das Glas und trank es aus, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und lachte. Blechschmidt blickte aus schmalen Augen; er saß ihr gegenüber. Die Kleine taut auf, rosig und jung und süß, er nahm eine Karte und setzte wieder fünf Mark, und verlor absichtlich, und blickte sie immerfort an aus schmalen Augen. Jan spielte ernsthaft und gewann und übernahm die Bank, verlor sofort wieder und mußte die Bank wieder an Charlott abgeben. Sie sah durch einen Nebel; sie hatte den süßen Geschmack des Sherry Brandy im Mund und fühlte das Blut in ihren Schläfen und in den Pulsen; eine wilde Freude brannte in ihr, sie saß auf einer hohen Wolke und blickte auf die Menschen herab und war frei; sie fühlte ihren Körper leicht und frei, und die Gewichte waren fort; sie überlegte nicht und zögerte nicht, und die Verwirrung war von ihr gefallen; von ihrer hohen Wolke herab sah sie ein Türmchen von Fünfmarkstückchen und roten Herzen und schwarze Pike und Damen mit Diamantenkronen mit einem Q in der Ecke; was heißt Q, warum steht ein Q in der Ecke, soll das Queen heißen, Queen Viktoria? das heißt Königin, deutsch sagt man aber Dame und nicht Königin, und sie gewann immerfort und gab die Bank nicht ab, und die Wände wankten.

Das Zimmer war voller Zigarettenqualm, eine müde Fliege balanzierte auf dem Rand von Charlotts Likörglas. Jan lachte polternd und zog Papiergeld hervor, sein Silbergeld war zur Neige gegangen.

„Bis achte", sagte Blechschmidt, „um punkt acht hören wir auf, noch zehn Minuten. Einverstanden?"

Charlott nickte wichtig, sie überzog die Bank und mußte abgeben und schob ein Fünfmarkstück mit spitzen Fingern durch die Gläser hindurch vor Blechschmidt hin.

„Kleine Kapitalistin", lachte er und blickte sie an. Er nahm die Bank und verlor sogleich und schob das Geldstück auf demselben verschlungenen Weg wieder zurück. Charlott legte es auf das Türmchen und klatschte in die Hände.

Um acht Uhr stand Blechschmidt auf.

„Schluß, Kinder. Wir gehen essen, ich habe Hunger."

Charlott zählte das Geld, fünfundfünfzig Mark. Sie hielt es in ihrer kleinen Hand und klimperte ein wenig damit. Plötzlich streckte sie die Hand mit dem Geld vor Jans Gesicht hin:

„Da haben Sie Ihr Geld wieder", sagte sie und legte die Stirn in Falten, um ihrem flackernden Blick einen Halt zu geben, „nehmen Sie bitte Ihr Geld wieder."

Er lachte und schob ihre Hand weg. „Aber Kind", sagte er, „Das ist Ihre."

Sie stand auf. „Nein", sagte sie, „ich will es nicht, ich hab' es Ihnen abgenommen."

Blechschmidt trat neben sie und legte den Arm um ihre Schulter: „Was ist in Sie gefahren, stecken Sie das Geld ein, das haben Sie ehrlich gewonnen."

„Nein, nicht ehrlich gewonnen", sie stampfte mit dem Fuß auf, „ich — ich habe geschwindelt."

Beide lachten. „So sehen Sie aus", sagte Blechschmidt und drückte sie ein wenig an sich, „hier", er nahm ihre Handtasche vom Stuhl und öffnete sie, ergriff ihre Hand und steckte sie in die Tasche. Sie machte die Finger gerade, und das Geld polterte klirrend in ihre Handtasche.

„So", sagte er befriedigend und schloß die Handtasche.

Charlott sah durch einen Nebel, das viele Geld, das viele Geld, alles mein, Kleid kaufen, ich bin betrunken, alles dreht sich, mal paar Schritte gehen, o je, o je, wie ulkig, Beine aus Gummi, meine Beine sind aus Gummi, aber der Fußboden ist ja schief, das Kleid in der Leipziger Straße im Schaufenster 49 RM., was ist denn los, ich bin betrunken, bin ins Hotel geschickt worden zu Herrn Blechschmidt Reklamationen schreiben, und habe nischt getan, und das ist sein Freund, ein Holländer, sieht aus wie 'n Spanier aus Spanien, fern im sonnigen Süden in Spanien, ich muß nach Hause, ich muß nach Hause, wo ist mein Mantel.

„Hände waschen?" fragte Blechschmidt und öffnete die Tür zum Badezimmer.

Sie nickte gewichtig und marschierte vorsichtig ins Badezimmer. Blechschmidt knipste das Licht an und schloß die Tür von außen. Da stand sie vorm Spiegel und ließ kaltes Wasser über ihre Hände fließen und blickte in den Spiegel. Tag, FräuleinKubowski, hier ist Fräulein Kubowski, wie geht's, na fein seh'n sie aus, zum Schieslachen, total betrunken, Fräulein Kubowski, mal kämmen, und die Naße glänzt, wo ist denn Seife, was ist das für Seife, mal riechen, wie die riecht, der hat 'ne feine Seife, was der auch verdient, kommt ordentlich Schwarz runter von den Händen. Ei, jetzt sind sie wieder schön sauber, die sollen die Handtücher nicht stärken, sind hart wie 'n Brett, wo ist denn mein Kamm, ach was, ich nehme seinen Kamm, der hat keine Läuse auf dem Kopf, wer von Läusen träumt, dem winkt das Glück, so 'n Quatsch, Puder ist auch hier, wozu braucht 'n Mann Puder, die nehmen das nach dem Rasieren, wer klopft denn da: „Herein."

Blechschmidt steckte den Kopf durch die Türe. „Na?" fragte er, „wie geht's kleines Fräulein?"

Sie lachte. „Ich bin betrunken", sagte sie und blickte ihn strahlend an.

„Ach wo", beruhigte er, „von den drei Schnäpsen doch nicht. Wir gehen jetzt was essen, das wird Sie in Ordnung bringen."

Er hatte den Mantel schon angezogen und den Hut auf dem Kopf. Sie marschierte aus dem Badezimmer heraus. Jan half ihr in den Mantel, und sie setzte sich das Mützchen vorsichtig auf. „Ich muß jetzt nach Hause", sagte sie düster.

„Erst gehen wir essen."

„Nach Hause!" Jan schüttelte den Kopf. „Manche Menschen haben komische Ansichten."

„Ich muß aber, sie warten zu Hause mit dem Abendbrot."

„Rufen Sie an."

„Wir haben kein Telephon."

„Schicken Sie einen Rohrpostbrief."

„O ja", sagte Charlott, „unten ist ein Postamt in der Halle." Ihre Handtasche war ungewohnt schwer, und das Silber klimperte leise, fünfzig Emm, mein Gott, so viel Geld.

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl abwärts; Charlott fühlte ihren Magen in die Kehle aufsteigen. Dann ging sie zwischen den beiden großen Männern in den eleganten Mänteln durch die Halle; ich muß einen Brief schreiben in einer sehr wichtigen Angelegenheit, Rohrpost, kommt 50 Pfennig drauf, 'ne Karte genügt aber.

„Liebe Mutti", schrieb sie mit Blechschmidts Füllfeder, „ich kann leider jetzt noch nicht kommen, ich komme später, weil ich —." Sie blickte Jan und Blechschmidt abwechselnd an, „was soll ich denn schreiben, warum ich nicht kann", fragte sie, „ich muß doch einen Grund angeben."

„Schreiben Sie, eine Kollegin hat Geburtstag", sagte Blechschmidt.

„O ja", sagte sie wichtig und überlas das Geschriebene; dann fuhr sie fort, jedes Wort laut wiederholend: „— zu — einer — Geburtstagsfeier — gehen — muß — von einer — Kollegin. Herzliche — Grüße — und — Küsse — von — deiner — Charlott."

Sie wedelte mit der Postkarte durch die Luft. Jan nahm sie ihr ab und ging an den Schalter, kam aber gleich wieder zurück.

„Keine Adresse drauf", sagte er und lächelte sie vorwurfsvoll an.

Charlott freute sich gluckend und schrieb die Adresse. Hierauf ging sie selbst zum Schalter und gab die Karte ab.

Dann gingen sie durch die Drehtür; der nasse Asphalt glänzte.

Blechschmidt schloß den Schlag seines Wagens auf, sie krochen vergnügt hinein. Charlott saß dünn und schmal zwischen den Männern, ihre Knie ragten spitz hervor, und sie zog den Mantel darüber. Jan lächelte und blickte auf ihr Profil.

Sie fuhren über den Potsdamer Platz und durch den feuchten Tiergarten. Charlott blickte angespannt auf die Strecke und achtete darauf, daß kein Auto sie überholte. Jan pfiff leise vor sich hin, er war kein sehr gesprächiger Mensch.

Sie aßen in einem kleinen Restaurant in der Tauentzienstraße. Dicke Männer in Smokings tanzten mit dünnen Frauen, an einem Bartisch saßen schrecklich geschminkte Mädchen und blickten aus den Augenwinkeln prüfend auf Charlott. Sie saß auf einem weichen gepolsterten Stuhl, aß Hühnerragout und wurde nüchtern.

Sie tranken Wein und aßen Eis mit Früchten und darauf noch eine Torte mit Creme.

„Jetzt ist Ihnen wohler, was", sagte Blechschmidt.

Sie lachte. „Herrlich ist mir, der Wein ist auch gut, nicht?"

„Will ich meinen", sagte Blechschmidt.

„Ich war vorhin richtig betrunken."

„Weil Sie nichts Ordentliches im Magen hatten. Man muß viel essen, wenn man trinkt", erklärte Jan.

„Jetzt werde ich vorsichtig sein und nicht mehr trinken", sagte Charlott.

„Unsinn, jetzt kann Ihnen das nicht wieder passieren, jetzt haben Sie ordentlich gegessen."

Sie saß mit dem Rücken zur Wand, links und rechts von ihr saßen die Männer und rauchten und blickten sie an und lächelten.

„Wie heißen Sie mit dem Vornamen, Fräulein Kubowski?" fragte Blechschmidt.

„Charlott."

„Also Fräulein Charlott, wollen wir tanzen?" Er neigte sich vor und griff hinter sich nach der Stuhllehne, um aufzustehen.

Charlott zögerte, sie blickte auf die tanzenden Frauen in feierlichen dunklen Gewändern und schämte sich, weil sie ein graues, schottisches Kleid trug mit einem breiten Lackgürtel; sicherlich war es hinten zerdrückt, und alle Leute würden auf sie schauen und die Nase rümpfen, aber sie brachte nicht die genügende Energie zur Abwehr auf und erhob sich und tanzte mit Blechschmidt. Er war nicht sehr musikalisch, sie hatte das Gefühl, daß er gegen den Rhythmus tanzte. Er bewegte sich langsam mit ihr über die kleine glatte Fläche, und seine Nähe verwirrte sie.

„Ich habe Sie heranwachsen sehen", sagte er, „vor drei Jahren waren Sie noch ein Backfisch, nun ist eine kleine Dame aus Ihnen geworden."

Charlott lächelte und blickte auf seine Schulter.

Er sagte: „Eine sehr entzückende kleine Dame." Er drückte sie enger an sich und blickte starr auf ihren Mund.

Charlott fühlte ihr Blut kreisen, seine Hand lag auf ihrem Rücken, sie spürte die Wärme der Hand durch das Kleid hindurch.

Er sagte: „Wir müssen uns öfters sehen, Charlott. Ich lege großen Wert darauf."

Sie lächelte.

„Wollen Sie nicht?" fragte er.

Sie warf den Kopf zurück und blickte schräg zur Decke empor. Ihre Augen waren groß und glänzend, und die vollen roten Lippen waren feucht und etwas geöffnet. Sie schmiegte sich an ihn an. „Doch", sagte sie leise, „ich will." Ihre Augen gingen umher, sie blickte ihn nicht an.

Er sagte: „Ein süßes kleines Geschöpf sind Sie, Charlott."

Ein Geiger in einem weißen Anzug stand auf und fing an zu singen.

*

Muschi Brandt kam mit zwei Koffern und einem Hutkarton. Mutter Kubowski eilte geschäftig umher und war aufgeregt; sie legte weißes Papier in die Schrankfächer und mußte noch die Gardinen anmachen, die gewaschen worden waren, und die Kissen mußten noch überzogen werden.

„Lassen Sie sich nicht stören", bat Muschi Brandt, „ich pack inzwischen aus."

Sie hing ihre Kleider auf Bügeln in die linke Hälfte des Schranks, summte halblaut vor sich hin und ordnete die Strümpfe.

Frau Kubowski warf hin und wieder scheue und prüfende Blicke auf die große blonde Person.

„Was ich noch fragen wollte, Fräulein Brandt, wollen Sie eine Steppdecke, oder wollen Sie lieber

ein Federbett, Sie können beides kriegen, was haben Sie lieber?"

„Das ist mir egal "

„Ich meine, mir ist es auch egal, es ist beides da, Sie brauchen's nur zu sagen "

„Na, denn wollen wir sagen, Federbett."

Frau Kubowski nickte befriedigt. „Ist auch besser zum Winter; nicht, daß das Zimmer etwa nicht warm wäre, na, Sie werden ja sehen, Sie werden noch das Fenster aufmachen müssen, so warm ist es hier drin, wenn nur erst ein paar Tage lang ordentlich geheizt wird, es muß sich erst durchwärmen Ich schlafe auch lieber mit Federbett, ich finde, es ist molliger, nicht?"

Muschi Brandt nickte zerstreut.

„Unser Karl", fuhr die Wirtin fort, „Sie haben ihn ja kennengelernt, nicht? — unser Karl, der hat 'ne ganz besondere Methode zu schlafen. Wissen Sie, wie der schläft? Der zieht sich ganz aus, der will kein Nachthemd und keinen Schlafanzug, nichts, und so wie er ist, wickelt er sich in eine ganz dicke rauhe Decke ein." Sie lachte. „Kann man ordentlich 'ne Gänsehaut kriegen, wenn man sich das vorstellt."

„Muß doch kratzen, so am bloßen Körper", sagte Muschi Brandt; sie stapelte Höschen auf.

„Eben, muß schrecklich kratzen, brr." Sie schüttelte sich. „Aber er sagt, das ist gesund für die Haut und für die Atmung."

„Möglich", meinte Muschi Brandt achselzuckend.

„Ach was, das ist nur so 'ne verrückte Idee. Der hat mehr solche Ideen. Wissen Sie, der schmökert immerzu in irgendwelchen Büchern rum, und dann kommt er mit irgend so 'ner Verrücktheit. Wissen Sie, was fletschern ist?"

„Nöh."

„Also, das ist auch eine von seinen Verrücktheiten. Der kaut jeden Bissen dreißigmal, das soll gesund sein." Sie lachte und hielt sich die Hand vor den Mund. „Ich hab's auch mal probiert, aber das ist ja Quatsch, man kriegt ja 'n richtigen Krampf in die Kiefern, alles Quatsch. Was ich noch fragen wollte, Fräulein Brandt, wie ist das mit dem Frühstück, wollen Sie morgens Kaffee haben, oder trinken Sie Milch, wir trinken Milch morgens."

„Das ist verschieden, je nachdem ich aufstehe. Wenn ich spät aufstehe, gehe ich gleich Mittagessen. Sonst trinke ich Kaffee."

Frau Kubowski strich über ihr ergrauendes Haar, das glatt über dem rosigen apfelrunden Gesicht lag. „Unser Karl hat auch hin und wieder mal Nachtschicht, dann schläft er bis zwei und ißt auch gleich Mittag. Erspart man sich das Frühstück, nicht?" Sie lachte.

Muschi Brandt hatte ihre Koffer entleert, schloß sie und stellte sie nebeneinander auf den Teppich.

„Die kommen auf den Hängeboden," Frau Kubowski lief zur Türe, „ich hol mal die Leiter."

Sie schleppte die Leiter aus der Küche in den Korridor. Klein, flink und behende kroch sie zum Hängeboden empor. Muschi reichte ihr einen Koffer hinauf und dann den andern.

Dann ging sie in ihr Zimmer zurück und schloß die Tür. Frau Kubowski schleppte die Leiter wieder in die Küche, blickte auf den Wecker, überlegte, setzte sich schließlich auf den weißen Stuhl und begann Kartoffeln zu schälen. Nach einer Weile hörte sie die festen Schritte des neuen Fräuleins auf dem Korridor, und dann klappte die Tür; sie horchte noch einen Augenblick, dann stellte sie die Schüssel mit den Kartoffeln auf die Erde, wischte sich die Hände ab und ging in das Zimmer vom Fräulein, öffnete den Schrank und blickte hinein. Sie getraute sich nicht, etwas anzufassen; sie blickte nur hinein, schnupperte ein wenig, schloß den Schrank wieder, trat zum Nachttisch und betrachtete die Fläschchen und Cremes, las die Etiketten und ihr Herz klopfte ein wenig. Auf dem Tisch lagen ein paar Schachteln und ein Photoalbum in Leinen gebunden Sie trat an den Tisch heran und schlug mit zwei gespitzten Fingern das Album vorsichtig auf. Sie sah ein paar verschwommene Fotos, sie hatte aber ihre Brille nicht bei sich und fürchtete sich auch, eingehender die fremden Dinge zu untersuchen. Sie schlug das Album wieder zu, überlegte erschrocken, ob es nicht anders gelegen habe, zog unter dem Bett ein Paar Hausschuhe hervor, drehte sie in der Hand herum und betrachtete die Sohlen; dann stellte sie sie wieder behutsam unters Bett Sie blickte sich weiter um und gewahrte ein dickes blaues Kuvert auf dem Fensterbrett Sie nahm es in die Hand. Das Kuvert hatte keine Klappe und gelbe abgenützte Papiere staken zusammengefaltet darin Sie überlegte blitzschnell, ob sie nicht doch auf die Suche gehen sollte nach ihrer Brille, aber die Aussichtslosigkeit und Weitschweifigkeit eines solchen Unterfangens entmutigte sie. Sie zog eines der Papiere hervor entfaltete es und hielt es auf Armeslänge von sich ab. Es hatte ein gerichtliches Siegel, und die Überschrift lautete: Im Namen des Volkes. Sie erschrak und bemühte sich, weiterzulesen, aber sie wurde nicht klug daraus und war verwirrt und steckte das Dokument wieder in das Kuvert.

Sie lief aus dem Zimmer und hatte das Gefühl, eine strafbare Handlung begangen zu haben. Sie setzte sich in der Küche auf den weißen Stuhl und fuhr fort, Kartoffeln zu schälen.



„Mahlzeit!"

Aufn.: Helmut Kurth.

Als Karl nach Hause kam, winkte sie ihm geheimnisvoll, als er an der Küchentüre vorbeiging.

„Komm mal her“, sagte sie, „ich muß dir was zeigen.“

Er blickte sie erstaunt an. „Was ist denn?“

„Wirste gleich sehen.“ Sie winkte ihm. „Komm mal mit.“ Sie zog ihn in den Korridor hinaus, besann sich und schob den Riegel vor die Eingangstür. Dann ging sie in Muschi Brandts Zimmer und holte das Kuvert. Karl blickte sie fragend an, der Rand des Hutes war auf seiner Stirn abgedrückt, und an den Schläfen klebten etwas die Haare. Die Mutter zog das Dokument ‚Im Namen des Volkes‘ hervor und hielt es ihm hin. „Was ist das?“ fragte sie und blickte gespannt zu ihm auf. Er nahm es in die Hand und las mit emporgezogenen Brauen.

„Ach“, sagte er überrascht, „das ist 'ne geschiedene Frau, das ist gar kein Fräulein, eine geborene Thiele, Maria Thiele, geschieden von Gerhard Brandt, das ist 'ne Scheidungsurkunde, von wann ist denn das, siebenundzwanzig, die ist schon seit acht Jahren geschieden, Gerhardt Brandt, Maschinist in Hamburg, geschieden wegen Ehebruch.“

„Wer ist schuld?“

„Er“, sagte Karl und überflog die Zeilen, „nein, sie, natürlich sie. Sie ist schuld, sie hat ihn betrogen.“

„Ah“, stieß die Mutter erregt hervor.

Ein Schlüssel wurde außen ins Schloß gesteckt, die Frau fuhr entsetzt zusammen. Sie riß Karl das Kuvert aus der Hand, steckte mit fliegenden Fingern das Dokument ‚Im Namen des Volkes‘ hinein und legte es auf das Fensterbrett; sie fegte aus dem Zimmer heraus und lief, um den Riegel zurückzuschieben. Karl war verschwunden.

„Was soll denn der Quatsch“, fragte Kubowski und trat ein. „Tach, Mutti, warum schiebst du denn den Riegel vor?“

„Hör mal, Papa“, ihr Herz klopfte immer noch heftig, „das ist gar kein Fräulein, das ist 'ne geschiedene Frau, du, die ist schon seit acht Jahren geschieden, weil sie ihren Mann betrogen hat, in Hamburg, einen Maschinisten hat sie gehabt, du.“

Kubowski zog seinen Mantel aus. „Woher weißt du denn das?“

Karl erschien wieder, die Hände in den Hosentaschen. „Tach, Papa“, sagte er, „unser Fräulein Brandt ist 'ne Ehebrüchige, was sagste dazu?“

Kubowski schüttelte den Kopf und trat händereibend in die Küche.

„Wir haben zufällig die Scheidungsurkunde gesehen“, sagte Mutti, „sie ist 'ne geborene Diel.“

„Thiele“, sagte Karl und trennte die Silben.

„Diel, vorhin hast du Diel gesagt.“

„Ach, Mutti, du verdrehst alle Namen. Maria Thiele hieß sie. Jedenfalls heißt sie Maria und nicht Muschi.“

„Och“, meinte Kubowski, „ist ja ganz interessant. Wie alt ist sie denn?“

„Verdammt“, sagte Karl, „danach hab' ich nicht geguckt.“

„Na, hol's schnell noch mal.“

„Nee“, wehrte Karl ab, „sie kann ja jeden Augenblick kommen.“

„Quatsch“, sagte Kubowski, „geh' doch, Feigling.“

„Mußt aber den Riegel wieder vorschieben.“

Es stellte sich heraus, daß Maria Brandt, geborene Thiele, am 13. August 1905 geboren war in Leer in Ostfriesland.

Kubowski saß auf dem weißen Stuhl und streckte die Beine weit aus. „Is se grade dreißig.“

Karl trug das Kuvert wieder zurück und entriegelte die Tür.

„Ach“, seufzte die Mutter, „das hätte ich ihr gar nicht zugetraut.“

„Was denn?“ fragte Karl spöttisch.

„Daß sie geschieden ist, und dann wegen Ehebruch. Ist doch allerhand, wegen Ehebruch geschieden werden, und dazu noch als Frau.“

„Wird schon gewußt haben, warum“, meinte Karl philosophisch. „Wahrscheinlich hatte sie die Nase voll von ihrem Maschinisten.“

„Pfui“, sagte die Mutter, „wie sprichst du, Karl.“

„Ist doch möglich, Frau, weiß man denn was in den Leuten vorgeht.“

„Aber Ehebruch, das ist doch schlimm.“

„Ach schlimm...“ sagte Kubowski gedehnt. „Und überhaupt ist mir das schnurz, ob geschieden oder nicht geschieden, ich will jetzt was essen. Nachher geh'n wir in Kientopp, Mutti, an der Ecke spielen sie 'n feinen Film, da geh'n wir hin.“

„Warum denn g'rade heute, ich muß Charlotts Bluse plätten. Geh'n wir doch lieber Sonnabend.“

„Sonnabend ist schon and'res Programm. Ich will heute gehen.“

„Charlott ist aber noch nicht hier.“

„Mein Gott“, Kubowski rollte die Augen aufwärts, „Charlott ist noch nicht hier, auch 'n Grund, um nicht in'n Kientopp zu gehen, sie ist doch kein kleines Kind mehr.“

„Sie will aber die Bluse morgen anzieh'n.“

„Wird sie eben 'ne andere Bluse anziehen.“ Er schüttelte erstaunt den Kopf und stand auf. Als er an ihr vorbeiging, gab er ihr einen kleinen Klaps auf das Hinterteil. „Nu mach man, Mutti; damit 's nicht zu spät wird.“

Er ging in die Stube, um die Zeitung zu lesen; hinter ihm schlurfte Karl her mit nachdenklich gesenktem Kopf.

Als die Alten fort waren, saß Karl allein im stillen Zimmer bei der Tischlampe. Von weither drang schwach Radiomusik durch die Wände. Er legte das Kinn auf die Fäuste und las sorgfältig und aufmerksam in dem dicken Buch über China. Es war neun Uhr durch, Charlott war noch nicht da; er hob den Kopf, als die Tür ging und Schritte über den Korridor herankamen.

„Charlott —?“ rief er. Er erhielt keine Antwort; da stand er auf und steckte den Kopf in den Korridor hinaus.

„'n Abend“, sagte Muschi Brandt, im Begriffe, in ihr Zimmer zu gehen.

„Ach —“ er verzog den Mund zu einem Lächeln, „guten Abend, ich dachte, es wär' meine Schwester.“

Sie ging in ihr Zimmer, ohne weiter etwas zu sagen. Er setzte sich wieder an den Tisch und blickte in das Buch. „Die chinesische Literatur ist so umfangreich wie die Ausdehnung des chinesischen Reiches. Das älteste Literaturdokument ist eine Inschrift des Kaisers Yao von etwa 2400 v. Chr., die das Sintflutmotiv anschlägt. Schon damals zeigte die chinesische Kultur einen festen Umriß, der auf eine jahrtausendealte Tradition zurückweist.“ Man könnte 'rausgehen und anklopfen, dachte er dabei, und fragen, ob sie was braucht, und man könnte vielleicht mit ihr ein kleines Gespräch, ach Unsinn; ich lauf' keiner Kellnerin nach, was geht die mich an, sieht fein aus, knorke gebaut, die wird schon ihren Freund haben, die hat ganz lange Beine. „Der Vokal, je nachdem er getönt ist, gibt dem chinesischen Wort den Sinn, ein Alphabet gibt es in der chinesischen Schrift nicht.“ So 'ne Frau hat viel erlebt, das ist kein dummes Gänschen, so 'ne Frau kann einen reizen, mit der kann man reden, die weiß was von der Welt, ach Unsinn... ein Alphabet gibt es in der chinesischen Sprache nicht —

Er schrak zusammen, es klopfte, das ist sie. Er sprang auf und riß die Türe auf; er blickte geradewegs in ihr Gesicht, sie lächelte ein wenig und zeigte ihr weißes großes Gebiß. „Entschuldigen Sie“, sagte sie, „ich wollte Sie nur bitten, mir den Gasofen zu erklären, ich möchte baden. Das ist so 'ne besondere Konstruktion.“

„Aber selbstverständlich“, sagte er hastig.

Sie trat zur Seite, und er ging ihr voran ins Badezimmer. Sie kam mit lässigen Schritten hinterher. Er stand schon vor der Wanne und blickte ihr entgegen. Sie hielt einen gelben Bademantel eng um sich geschlungen, und ihre bloßen Füße staken in Lammfellpantoffeln. Er blickte auf ihre schlanken nackten Fesseln.

„Also erst den Haupthahn aufdrehn“, sagte er und blickte feindselig auf den Badeofen, „dann anzünden, hier, die kleine Düse.“ Er raschelte mit Streichhölzern und zündete das winzige Lämpchen an. „Und nun, bevor man die großen Flammen anzündet, muß man den Wasserhahn öffnen, damit die Luft 'raus kann. So. Und jetzt den Hebel hier 'runter.“ Mit einem dumpfen Knall entzündeten sich die Flammen. „Vor allem achten Sie darauf, daß die Luft 'rausgelassen wird. Sonst fliegt das Ganze in die Luft.“

Sie lachte. „Also machen Sie alles wieder aus“, sagte sie vergnügt, „jetzt will ich mal probieren, ob ich's begriffen hab'.“

Er drehte alle Hähne ab. Sie neigte sich vor; ihm stieg der Duft ihres Haares in die Nase und verwirrte ihn.

Er blickte aufmerksam auf ihre langen schmalen Hände. Als sie das Streichholz anzündete, hielt sie mit dem Ellenbogen den Bademantel zusammen. Nun lief das warme Wasser in die Wanne.

„Richtig“, sagte Karl, „dauert aber noch 'ne Weile, bis die Wanne voll ist. Und das Fenster muß man zumachen, sonst erkälten Sie sich.“ Er schob mit der langen, dünnen Stange das Fensterchen zu. Sein Gesicht war ernst und mürrisch. Muschi Brandt blickte gelassen auf den Badeofen und schien heute weniger verschlossen als sonst. Ihr Gesicht war hell und fast freundlich, und es erschien nicht unwahrscheinlich, daß sie geneigt wäre, eine kleine Unterhaltung zu führen. Sie stand nahe bei ihm, um ein winziges größer als er, obwohl er dünn und lang war und hoch wirkte. Sie war nicht so dünn wie er, ihre Maße waren ausgeglichen.

„Brauchen Sie Handtücher?“ fragte er. Sein Blick huschte unsicher über ihr Gesicht und glitt ab und blieb auf seinen eigenen Händen haften, die unruhig und knochig waren.

„Ihre Mutter hat mir schon Handtücher gegeben.“ Sie hielt spielerisch den Zeigefinger unter den Wasserstrahl und zog ihn blitzschnell zurück. „Au“, sagte sie lachend, „das ist ja mächtig heiß.“

Karl lächelte. „Verbrannt?“ fragte er, streckte den Hals vor und blickte auf ihren Finger.

Sie standen nebeneinander und schauten zu, wie das heiße Wasser klatschend in die Wanne fiel. Muschi wippte ein wenig auf den Zehenspitzen und summte eine undeutliche Melodie.

Karl dachte angestrengt nach, um ein Gespräch in Gang zu bringen, und es fiel ihm nichts ein. Er starrte auf den dampfenden Wasserstrahl und ärgerte sich, so 'ne Gelegenheit, Mensch, so 'ne Gelegenheit, nu mal scharmant und witzig sein und geistreich, damit sie lacht, Mensch, stehst da wie'n Laternpfahl und muckst dich nicht, sag' doch was, Mensch, sag' doch was Amüsantes.

„Sie müssen Kaltes zulassen“, riet er schließlich, „sonst wird's zu heiß.“

„Ich bade gern heiß.“

„Ist aber nicht gesund, nicht über Körpertemperatur soll es sein, höchstens siebenunddreißig.“

„Ach was, so manches ist nicht gesund, und man tut's.“

„Sagen Sie das nicht. Sie können einen Herzschlag bekommen.“

„Wenn schon, hat man's wenigstens hinter sich.“

„Ach“, sagte er, „Sie sind Fatalistin.“

Sie warf ihm einen schnellen Blick zu. „Was sind denn Sie?“ fragte sie ein wenig herausfordernd.

„Ich?“ Die Frage verwirrte ihn, er war nicht darauf gefaßt. „Ich denke nicht fatalistisch. Ich — ich vertrete die Ansicht, daß der Mensch sein Schicksal in sich trägt, von Anbeginn trägt er sein Schicksal in sich, das heißt, nicht vollendet, es wird ihm mitgegeben, und er gestaltet sein Schicksal von Anbeginn immer nur selbst, verstehen Sie? Ich meine, der Mensch gestaltet selbst sein Schicksal, allerdings nicht bewußt, sondern mehr — eh — unbewußt —“ Er hielt ziemlich verwirrt inne und hatte das Gefühl, etwas anderes gesagt zu haben, als beabsichtigt war.

Muschi runzelte die Stirne, als dächte sie nach. Plötzlich drehte sie sich um und setzte sich auf den Rand der Badewanne, hob den Kopf und blickte ihm ins Gesicht. „Sie sind wohl sehr gescheit?“ fragte sie.

Er erschrak ein wenig; er fürchtete, daß diese Frage ironisch gemeint sein könnte, denn die Erfahrung lehrte, vorsichtig zu sein im Umgang mit Menschen und nicht zu weit aus sich herauszugehen. Er prüfte schnell ihr Gesicht, und als er vergeblich nach bekannten Anzeichen eines versteckten Spottes geforscht hatte, sagte er: „Durchaus nicht, ich bin — ich habe nur über manches nachgedacht.“

„Sie müssen mir das näher erklären“, bat sie, „nehmen wir ein Beispiel, ein schönes Mädchen geht über die Straße und wird überfahren und ist tot. Ist das Schicksal?“

„Natürlich ist das Schicksal.“

„Aber sie kann doch nichts dafür. Sie hat es doch nicht selbst gewollt.“

„Das nicht, aber sie hat es selbst verschuldet.“

„Nein, sie ist unschuldig, eine Straßenbahn ist entgleist und hat sie dabei überfahren.“

„So meine ich das nicht“, dozierte er, „den Unfall selbst hat sie nicht verschuldet, aber daß sie an diesem Tage sterben mußte, hat sie verschuldet durch die Formgebung ihres Schicksals.“

Muschi Brandt blickte ihn an. „Verstehe ich nicht.“ Sie lächelte. „Verstehen Sie's denn?“

Er war ein wenig verletzt. „Natürlich, das ist doch ganz klar. Von Anbeginn an hatte das Mädchen sein Schicksal in der Hand und mußte es mit der Kraft seines Willens formen; weil aber der Wille zu schwach war, mußte der Lebensbogen —“, er beschrieb mit der Hand einen Bogen durch die Luft, „— zu kurz ausfallen, und es mußte sterben.“

„Der Mensch lebt also nur vom Willen?“

Er nickte feierlich

(Fortsetzung folgt.)



Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« O/M

Die Photographie stellt ein eigenartiges Reinigungsgerät dar, das 1928 in unseren Musterwerkstätten konstruiert wurde. In den Schächten wird der Tabak pneumatisch nach oben gesaugt, und zwar mit einer regulierbaren Saugkraft, die nur gerade dem Gewicht des Tabaks entspricht und deshalb alle Fremdkörper wie kleine Kerne, Körner usw. zurückläßt.

Die Kämpfer vor dem Skagerrak

VON HEINZ HALTER

(Schluß.)

Tief unten in der Geschoßkammer reißen sie sich die zentnerschweren Zylinder aus den Armen — schneller, schneller — donnernd jagen die Aufzüge nach oben — in der Umladekammer häuft sich der Vorrat — schneller — stopft dem Rohr das unersättliche Maul...

„123 Hektometer!"

Kreischend schwenken Turm und Rohre und Menschen auf der Drehscheibe. Herauf und herunter rasseln die Aufzüge, im Schaltraum hocken sie mit stieren, tränenden Augen vor den Brettern, lassen die Kontakte über die Skalen laufen, drehen, stöpseln, spielen auf der komplizierten Apparatur, die diese gepanzerte Hölle mit ihren 73 Menschen und zwei gierigen Feuerschlünden dreht, hebt, senkt und aufbrüllend schießen läßt im monotonen Rhythmus:

Geschoß — Kartusche — Schuß —

Nichts mehr lebt in diesen 73 Menschen als die kategorische Forderung, mit vergehender Kraft noch die Gesetze dieses Dreiklanges zu erfüllen, bis splitterndes Eisen ihnen die Glieder zerschmettert, das Gas ihnen die Sinne raubt oder die jäh auflodernde, steil und zischend über sie leckende Feuerzunge der Explosion alles in den barmherzigen Schoß des großen Schweigens nimmt.

Bis dahin aber gibt es nichts anderes als dies Gesetz, dessen Ablauf ihnen von anderen diktiert wird. Die sitzen in der Artilleriezentrale, unsichtbar, tief in den Schiffsleib zwischen Kohlenbunker und Gürtelpanzer gebettet, vor unbegreiflich lebendigen Apparaten, die rechnen, messen, Durchschnitte ziehen, verbessern und das Feuer von vier Türmen zugleich gegen einen Feind lenken, den die Menschen vor diesen Apparaten so wenig sehen wie die in der Kartuschkammer im untersten Stockwerk des vordersten Turmes auf SMS. „Nassau".

Geschoß — Kartusche — Schuß!

*

Auf südöstlichen Kurs hat Admiral Scheer seine Flotte in diesen ersten Nachtstunden gesetzt. Er weiß, daß sich die Kämpfe am nächsten Morgen erneuern werden, und er hat nicht die Absicht, diesem neuen Zusammenprall aus dem Weg zu gehen. Aber er will den Schauplatz bestimmen, und Jellicoe soll ihm folgen! Es ist klar, daß ein zweiter Kampf nur in der Nähe der deutschen Stützpunkte in der Helgoländer Bucht stattfinden kann. Dorthin muß die „Grand Fleet" gezogen werden.

Drei Wege führen durch die Minenfelder, die in weitem Bogen die Bucht abschließen. Jellicoe kennt sie so gut wie Scheer. Eine südliche Durchfahrt ist an der friesischen Küste, vor den Nordseeinseln, freigemacht worden; sie kommt wegen der zu großen Nähe der englischen Kanalstützpunkte nicht in Frage. Der mittlere Weg führt in östlicher Richtung auf Helgoland, der dritte stößt von Norden her, von Horns-Riff, nach den Kriegshäfen.

Für diesen Weg entschied sich Scheer. Gelang es der Flotte, Horns-Riff vor Tagesanbruch zu erreichen, ohne sich durch englische Angriffe nach Westen abdrängen zu lassen, dann konnte am nächsten Tag sie den Kampfplatz bestimmen. Es galt also, das Gros der Kampfschiffe im geschlossenen Verband südöstlich nach Horns-Riff zu führen und diesen Kurs auch bei Angriffen der Engländer zu halten. Das konnte nur geschehen, wenn alle Torpedoboote während der Nacht zum Angriff auf Jellicoes Streitkräfte angesetzt wurden.

Die stärksten Schiffe stellt Scheer an die Spitze des Nachtmarsches. Um 10.10 Uhr — die mondlos dunkle Frühjahrsnacht hatte sich über die Nordsee gelegt — ergeht an alle Verbände der Befehl: „2. Geschwader hinter 3. Geschwader, Schlachtkreuzer an den Schluß. 2. Aufklärungsgruppe voraus. 4. Aufklärungsgruppe an Steuerbord!"

Verfolgt man heute an Hand einer Seekarte den Weg, den die beiden Flotten in diesen ersten Nachtstunden genommen haben, dann sieht man, daß sich kurz nach Mitternacht ihre Kurse gekreuzt haben. Jellicoe steuerte nach Süden, Scheer nach Südosten, und da er zu Beginn der Dunkelheit westlich der „Grand Fleet" gestanden hatte, mußte er notwendig deren Bahn durchbrechen, wollte er seinen Kurs auf Horns-Riff behalten.

So unwahrscheinlich es heute auch scheinen mag — der Durchbruch gelang! Mit seiner ganzen Schlachtflotte schlich sich Scheer quer durch die endlos lange Linie der Engländer, ohne daß es zu eigentlichen Gefechtshandlungen der Hauptkräfte kam. Wohl treffen die Zerstörer der 4. englischen Flottille dreimal hintereinander in der Dunkelheit auf Scheers Linienschiffe, in deren vernichtendem Feuer sie furchtbare Verluste erleiden — wohl gerät der Panzerkreuzer „Black Prince", der den Anschluß an sein Geschwader verloren hat, unversehens an Scheers Flaggschiff, das er für einen Engländer hält, bis das überraschte Schiff in einer Kette von Explosionen auseinanderfliegt — aber zu bewußt herbeigeführten Kämpfen kommt es nicht mehr.

Jellicoe hat die Deutschen verloren! Seine Zerstörer jagen in weiten Kreisen umeinander, um die Hochseeflotte zu suchen, sein 3. Leichtes Kreuzergeschwader wird nach Nordwesten auf Vorposten geschickt, „Prinzeß Royal" feuert auf vermeintliche deutsche Schiffe nach Westen, ohne zu ahnen, daß sie bereits im Osten stehen — Scheer ist verschwunden!

Wie große dunkle Schatten jagen die Schiffe durch die Nacht. Alle Lichter sind gelöscht oder abgeblendet; undeutlich nur ist der Umriß des Vordermanns in der langen Reihe zu erkennen. Die Scheinwerfer bleiben geschlossen. Wird der nebelhaft verschwommene Fleck, der sich draußen heranschiebt, das verstohlen gegebene Erkennungssignal mit der Morselampe oder mit einer Breitseite beantworten?

Ein einziges englisches Schiff hat die wahre Lage der beiden Flotten erkennen können. Die 13. Zerstörer-Flottille war durch die Kreuzer „Pillau" und „Frankfurt" nach Norden abgedrängt worden. Als sie in den ersten Morgenstunden wieder auf südlichen Kurs wendet, sieht der Kommandant des Führerbootes „Nicator" westlich von sich eine Reihe großer Schiffe, die er als deutsche ausmachen kann. Er weiß aber, daß er selbst so weit nach Osten versetzt worden ist, daß diese deutsche Schlachtlinie sich zwischen ihm und der „Grand Fleet", also östlich von dieser, befinden muß.

Umgehend meldet er seinem Flottenchef: „Feindliche Schlachtflotte von hier aus südwestlich, steuert Südosten. Meine Position 10 Meilen hinter dem 1. Schlachtgeschwader."

Jellicoe hat diesen Funkspruch nie erhalten. Er ging irgendwo im Äther verloren. Es war der Funkspruch, der von entscheidendem Einfluß auf die Fortsetzung des Kampfes hätte sein können. Denn immer noch suchte Jellicoe den Gegner im Westen, der schon längst östlich stand und sich mit jeder Minute weiter von ihm entfernte.

Der einzige Funkspruch, der ihn hätte aufklären können, kam nicht in seine Hände. „Unglücklicherweise", schreibt der englische Flottenchef in seinem Bericht an die Admiralität, „wurde diese Meldung wegen einer Störung der Funkeinrichtung in seiner Schlachtflotte nicht empfangen..."

Störung?

Ja. Doch anders. Viel später erst hat Jellicoe erfahren, daß er es dem planmäßigen Störungsfunken der deutschen Schiffe zu danken hat, daß er in dieser Nacht den Feind nicht mehr fand.

*

Auf dem Westflügel der englischen Flotte läuft in dieser entscheidenden Nacht die 4. Zerstörerflottille. Sie hat den Marsch der 6. Linienschiffs-Division zu decken, deren Flaggschiff „Marlborough" nur noch mühsam und in langsamster Fahrt dem Geschwader folgen kann. Die sterbende „Wiesbaden", dies unendlich tapfere Schiff, hat ihm den letzten Torpedo in den Leib gejagt..

Um Mitternacht sieht das Führerboot „Tipperary" dunkle Schatten an Steuerbord.

Freund oder Feind?

Nichts zu erkennen. Auch von drüben kein Laut. Kein Lichtschimmer. Schwacher Rauch entquillt den Schornsteinen, knisternd stieben ein paar Funken zum Nachthimmel empor.

Da hält es den Kommandanten von „Tipperary" nicht länger. Er will Klarheit haben. Den Maat neben sich läßt er mit der Handlampe das englische Erkennungszeichen geben. Zweimal, dreimal blitzt der schwache Strahl gegen die schwarze Wand über den Wassern.

Da fliegen drüben zuckende Flammen über Bord. Mit schmetterndem Krachen löst sich eine Breitseite, wie giftiger Höllenatem greift der Qualm mit Geisterhänden nach „Tipperary", über die Decks und Aufbauten spritzen die Sprengstücke, eine neue Salve, noch eine...

Noch keinen Schuß hat das Boot, das im beißenden Scheinwerferlicht der „Westfalen" wie ein Filigranwerk aus weißer Kreide vor dem schwarzen Himmel steht, aus den Rohren bekommen, als es wie eine Riesenrakete aufflammt, berstend und krachend zerspringt und dann lautlos versinkt.

„Westfalen", „Nassau", Rostock", „Elbing", „Hamburg" trommeln auf die Zerstörer los, von Boot zu Boot gleiten die Lichtbündel; wen die deutschen Scheinwerfergäste einmal gefaßt haben, den lassen sie nicht eher los, bis die Kanoniere ihr Werk vollendet haben.

Im Zickzack weichen die Kreuzer den Torpedos aus, die die letzten Zerstörer in verzweifelter Abwehr ihnen entgegenwerfen.

Tollkühn braust „Spitfire" dem Geschwader entgegen. Ein tapferer Kerl ist sein Kommandant! Jetzt hat der weiße Finger des Lichts auch sein Boot gepackt, läuft über das Deck, bleibt an der Brücke haften...

Völlig geblendet taumelt „Spitfire" auf die Kreuzer zu. Einen tollen Kurs läuft das Boot. Seine Abwehrgeschütze bellen und geifern, einen Schuß nach dem andern jagen sie aus den glühenden Rohren. Die verfluchten Scheinwerfer wollen sie treffen, die ihnen die Augen aus den Höhlen brennen und sie in all der gleißenden Helligkeit blind machen — —

„Spitfire" kommt der „Nassau" vor den Bug. Die setzt zum Rammstoß an und...

„Der Kommandant" — dem Leutnant Charles Trelawny verdanken wir diese dramatische Schilderung — „rief: ‚Hart Steuerbord, äußerste Kraft!' — es war nicht eine Sekunde zu spät. Wir entgingen dem Rammstoß des Deutschen, aber mit einem Krach trieben die beiden Schiffe Seite an Seite — der Kreuzer kämmte unsere Backbordseite ab und fegte alle Aufbauten herunter: Die Rettungsboote, die Davits, sogar deren Sockel. Dabei schoß er ununterbrochen, aber wir lagen so dicht nebeneinander, daß die Granaten uns nicht treffen konnten. Nur der gewaltige Luftdruck der deut-

„Das ist der wahre Geschmack des Lebens"

Aus dem „Hapag-Buch von der Seefahrt"

Meersalz auf der Zunge, ewig blauen Himmel über Dir, unbeschwert und unbesorgt täglich neue Welten entdecken: das ist der wahre Geschmack des Lebens. Die Sommer- und Herbst-Reisen der Hamburg-Amerika Linie geben Dir die Möglichkeit, den Zauber des Mittelmeeres und die Wunder des Orients so zu erleben, wie es im „Hapag-Buch von der Seefahrt" so köstlich nachzulesen ist.



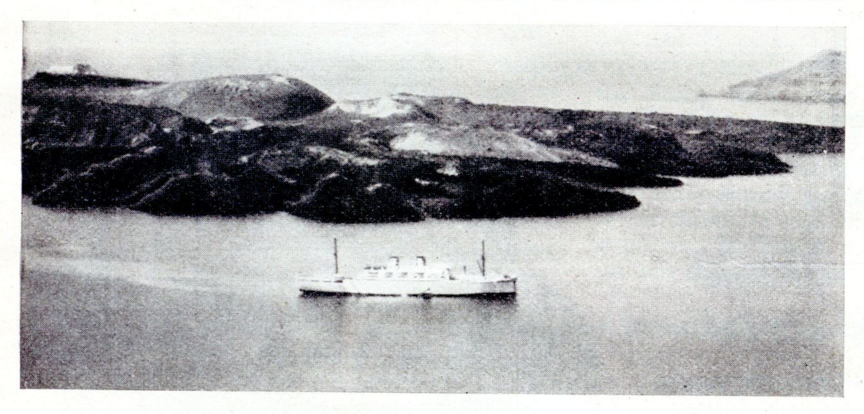
HAMBURG-AMERIKA LINIE

Sommer- und Herbst-Mittelmeer-Fahrten 1936
mit M. S. „Milwaukee"

27. August bis 15. September
Hapag-Fahrt nach Madeira und dem Mittelmeer
Mindestfahrpreis RM. 350.—

17. September bis 10. Oktober
Große Hapag-Orientfahrt
Mindestfahrpreis RM. 450.—

12. Oktober bis 30. Oktober
Hapag-Herbstfahrt nach Marokko und den Atlantischen Inseln
Mindestfahrpreis RM. 350.—



Es reist sich gut mit den Schiffen der Hamburg-Amerika Linie.
M. S. „Milwaukee" vor der griechischen Krater-Insel Santorin

Das seenahe Erholungsschiff der Hamburg-Amerika Linie M. S. „Milwaukee" beweist, daß mit der modernen Technik die Romantik der Seefahrt nicht gestorben ist. Hier hat Erfahrung ein glückliches Mittel gefunden, um sicher, sorglos und seenah sich den Wundern der See hinzugeben. Eine Besatzung von 300 Mann ist in treuester Pflichterfüllung und unermüdlicher Fürsorge um das Wohl der Hapag-Reisenden bemüht.



Arthur Jost
fuhr als Vollmatrose auf Segelschiffen, sah „vor dem Mast" Asien, Australien und Afrika, war Feldflieger im Weltkrieg, fuhr als „Erster" auf dem Hapag-Weltreiseschiff dreimal um die Welt. Heute steht er als Kapitän auf der Brücke der „Milwaukee".

Männer, nicht Schiffe allein sind der Stolz der Hamburg-Amerika Linie. Männern von unübertroffener Seemannschaft die Hapag-Passagiere anzuvertrauen, das ist der höchste Ruhm, den sie erstrebt. Harte Kampfjahre haben unter der Hapag-Flagge eine Auslese von Offizier und Mann zusammengeschweißt, die weiß, daß ihre Ehre die Ehre der Linie ist, und daß das Ehrenschild der Linie heißt: Sicherheit und Wohlergehen der Passagiere.



Der Landsorgen enthoben, behütet und umsorgt von Offizier und Mann, erlebst Du die Welt der griechischen Antike, die Pyramiden, das bunte Gewimmel afrikanischer „Suks", die Hagia Sofia. Die Träume Deiner Jugend werden lebendig.

Die Hapag erfüllt Deinen Traum von der Seefahrt

„. . . ein gefährliches, ein verführerisches Buch . . ."



Leidenschaft und Sehnsucht haben den Inhalt dieses Buches diktiert. Wie Dichtern und Malern, Trampfahrern und Fotografen, Schiffsjungen und Kapitänen die See und die Seefahrt zum bestimmenden Erlebnis wurde — das hat Hans Leip im „Hapag-Buch von der Seefahrt" zusammengetragen. So ist ein Buch entstanden, das uns beweist, wie lebendig die Romantik der See heute noch ist. Sie bekommen das „Hapag-Buch von der Seefahrt" in jeder guten Buchhandlung oder durch Vermittlung des Verlags Knorr & Hirth G. m. b. H., München, in Ganzleinen gebunden zum Preise von RM 2.80. Sich selbst und den Ihren werden Sie viel Freude machen mit dem „Hapag-Buch von der Seefahrt".

schen Salven blies alles, was sich auf dem Deck befand, herunter. Unser Vormast krachte zusammen, der vordere Scheinwerfer kam von seiner Plattform auf die Brücke und kullerte dann aufs Deck. Der vordere Schornstein wurde glatt fortgeweht und blieb schließlich zwischen den Luftschächten hängen. Dort stand er wie der winzige Schornstein eines armseligen Themse-Dampfers. So trieb der deutsche Kreuzer an unserer Seite entlang. Als Erinnerung an diesen Besuch blieb ein Loch von 60 Fuß Länge in unserer Panzerung..."

*

Ein tolles Durcheinander: „Elbing" will vor dem Linienschiff „Posen", dem es die Sicht auf die Zerstörer versperrt, die Linie durchbrechen. Sie unterschätzt im ungewissen Dämmerlicht der über die See huschenden Scheinwerferbänder die Entfernung und wird von „Posen" gerammt. Bewegungslos bleibt sie westlich der Hochseeflotte liegen.

Ihre Maschinenräume laufen voll Wasser. Tiefer sinkt das Schiff. Gegen Morgen entschließt sich der Kommandant, den größten Teil der Besatzung von dem in der Nähe liegenden Torpedoboot S 53 übernehmen zu lassen. Er selbst, zwei Offiziere und eine Sprenggruppe bleiben zurück. Ein abenteuerlicher Plan ist aufgetaucht. Geht es nicht mehr mit dem Dampf des 20. Jahrhunderts, dann vielleicht mit dem Wind des 19.! Ein Notsegel bringen sie aus und versuchen, das sinkende Schiff vor dem westlichen Winde in die Nähe der Heimathäfen zu bringen. Eine Stunde treiben sie auf dem schwerfällig in der Dünung schaukelnden Wrack. Dann kommen englische Kreuzer in Sicht.

Im Morgengrauen legen sie die Sprengpatronen an die Panzerwände. Im letzten Kutter verlassen sie das Schiff. Ein paar hundert Meter rudern sie schweigend, mit schweren, müden Schlägen.

Hinter ihnen reißt die Explosion den Kreuzer auseinander. Seltsam verzerrt steht die Qualmwolke über der See.

Drei Hurras für die „Elbing"!

Ein holländischer Fischdampfer nimmt sie nach Stunden auf.

*

„Broke", der nach der gesunkenen „Tipperary" die Führung der Zerstörer übernommen hat, erhält einen Volltreffer in den Ruderraum. Willenlos, ohne Steuerung, treibt das Boot nach Osten ab, mitten in die nachstoßenden Zerstörer hinein. „Sparrowhawk" wird gerammt, gleichzeitig braust „Contest" gegen sein Heck. Nach Minuten versinkt das Boot zwischen den Kämpfenden.

Fast im gleichen Augenblick trifft ein Torpedo den Kleinen Kreuzer „Rostock". Im ganzen Schiff erlischt mit einem Schlage das Licht, zwei Heizräume laufen voll Wasser, mühsam folgt „Rostock" der Flotte nach Süden. Gegen Morgen nimmt S 54 sie ins Schlepptau, bis zwei englische Kreuzer dem Transport begegnen. Dann muß auch „Rostock" verlassen und gesprengt werden.

*

Die 4. Zerstörerflottille ist aufgerieben Fünf Boote sind gesunken, alle anderen treiben brennend mit schweren Lecks zwischen den Linien.

In diese nächtliche Szene der Verwüstung ist der Panzerkreuzer „Black Prince" geraten. Seit den frühen Abendstunden irrt er im Kielwasser der „Grand Fleet" umher, ohne den Anschluß an sein Geschwader finden zu können. Nun pendelt er mit gut 2000 Tonnen Wasser im Leib hinter den Flotten her und stößt gegen 2 Uhr auf die Schatten großer Schiffe, die er für Engländer hält.

Auf „Nassau", „Thüringen", „Friedrich der Große" halten sie den Atem an. An den Geschützen liegt die Hälfte der Besatzung, flüsternd raunen die Offiziere die Befehle in die Sprachrohre, die Scheinwerfer sind sprungbereit. Einen Blick zum Vordermann. Im quirlenden Schraubenwasser spiegelt sich der schwache Schein der abgeblendeten Hecklaterne. Sie nur und eine winzige Nichtlampe auf der Back geben dem Rudergänger die Richtung an.

Auf 1000 Meter ist „Black Prince" ahnungslos herangekommen. Da gibt „Nassau" das Erkennungszeichen. Der Engländer antwortet nicht. Mit grellem Licht übergießen drei, fünf Scheinwerfer zugleich den überraschten Feind.

Zerrissen ist die Stille der Nacht. Rasselnd schlagen die Signalglocken an, laute Befehle hallen wie verwehte Geisterstimmen über das Wasser — —

Und dann — —

Von der Brücke des Flottenflaggschiffs „Friedrich der Große" hat der Chef des Stabes, Vizeadmiral Trotha, das schaurige Vernichtungswerk beobachtet.

„Unsere Granaten schlagen in das überraschte Schiff, das keine Zeit zur Gegenwehr findet. Man sieht die Mannschaften drüben, taghell beleuchtet, hin- und herlaufen, schon reißen die deutschen Geschosse die Schiffswand auf, Feuer und Explosionen beginnen ihr schauriges Werk, schon jagt rote Glut über das Schiff, bis zu den Masten hinauf klettert die gierige Flamme, und während Salve auf Salve hineinfegt, steht Rumpf und Takelwerk in blendendem Flammenmeer, die englische Flagge grell beleuchtend, dann geht schweres Zucken durch den mächtigen Schiffskörper, Stichflammen schießen hervor, in grauenhafter Explosion hebt sich der stolze Panzerkreuzer, in glühende Atome zerspringend. Klapp, schlagen die Scheinwerfer zu, die Artillerie klingelt ‚Batterie halt!' — Wieder herrscht stille Finsternis, nur das gleichmäßige Surren der Ventilationsmaschinen und das Rauschen der See singen ihr einförmiges Lied..."

*

Sieben Meter tief taucht „Lützows" Vorschiff ins Wasser. An 8000 Tonnen Nordsee sind im Schiff, das bei der geringsten Verschiebung der ungeheuren Last kentern muß. Schon steht der vorderste Geschützturm im Wasser, längst versagten die elektrischen Maschinen, bei Notbeleuchtung stützen die Heizer und die Lecksicherungsgruppen die wankenden Schotts ab. Brechen sie — und schon sickert an vielen Stellen das Wasser unter den platzenden Nieten hervor — dann ist es aus. Mit ihnen hier unten und mit dem Schiff.

Mit Rückwärtsgang über das Heck will der Kommandant die „Lützow" laufen lassen, um den Wasserdruck im Vorschiff zu verringern. Umsonst — die aufheulenden Schrauben peitschen leer ins Wasser. So schief nach vorn hängt das Schiff im Wasser.

Kurz nach 3 Uhr morgens muß „Lützow" verlassen werden. Die Offiziere eilen durch die unteren Räume, geisterhaft hallen ihre Schritte zwischen den Eisenwänden. Alle Abteilungen werden nach Verwundeten abgegangen. Oben pfeift der Bootsmann das schaurige, letzte Signal: „Alle Mann aus dem Schiff!"

„Drei Hurras für unser stolzes Schiff!" In voller Ordnung steigt die Besatzung auf die Torpedoboote über, die seit Stunden neben dem Schiff marschieren. Über Leitern lassen sie behutsam die Verwundeten hinabgleiten. Alle Maschinen schweigen, tot liegt das Schiff. Nun die Unverletzten, die Offiziere, als letzter der Kommandant.

Zwei Torpedos jagt G 38 dem großen Bruder in die Flanken — dann folgen die vier Boote, mit Menschen überladen, der Flotte. Zweimal noch treffen sie auf den Feind, zweimal greifen sie mit Ungestüm an, einen Kreuzer schießen sie in Brand, einen Zerstörer zerreißt eine Explosion. Dann dreht der Gegner ab.

*

Im Morgengrauen steht die Flotte geschlossen vor der Deutschen Bucht. Vom Gegner ist nichts mehr zu sehen. Noch in der Nacht sind fünf deutsche Luftschiffe zur Aufklärung in der Frühe aufgestiegen. Sie finden nach langem Suchen Englands Flotte weit im Osten, in der „Jammerbucht" vor der Jütländischen Küste. Dort in der Verborgenheit, durch Kreuzer und Zerstörer gesichert — soweit sie noch vorhanden sind, denn erhebliche Teile seiner Streitkräfte hat der englische Flottenchef völlig aus den Augen verloren — erwartet Jellicoe den „Glorious First of June", den glorreichen 1. Juni, den Gedenktag des historischen englischen Seesieges bei Quessant über Frankreichs Flotte.

Von deutschen U-Booten glaubt er sich umstellt. Und die Kreuzer, die noch am Abend zu seiner Unterstützung aus Harwich ausgelaufen sind, kommen immer noch nicht. Voller Ungeduld läßt Jellicoe nach Südwesten aufklären. Er ahnt ja nicht, daß die Harwich-Flotte schon längst auf den Rückmarsch ist. Die Admiralität rief sie ab, weil sie einen deutschen Angriff auf den Kanal fürchtet. Denn diesen Deutschen ist schließlich alles zuzutrauen!

Dann hält Admiral Scheer die Luftschiffmeldung in Händen.

„Die ‚Grand Fleet' verläßt mit Nordwestkurs die ‚Jammerbucht', westwärts derselben sammeln leichte Streitkräfte. Zahlreiche Schiffe werden westwärts geschleppt. Ein in der Mitte zwischen Terschelling und Horns-Riff mit Nordostkurs neu andampfendes Schlachtgeschwader hat Kehrt gemacht."

*

Seit Jahrhunderten hatte Englands „Grand Fleet" nur Siege zu verzeichnen. Nun verläßt sie das Schlachtfeld, ohne den Gegner mit dem neuen Tag die neue Schlacht anzubieten. Jetzt erst erfährt Scheer von Admiral Hipper, daß drei englische Schlachtkreuzer gesunken sind; auch die Zahl der vernichteten Zerstörer kann erst jetzt nach den Meldungen der heimkehrenden Torpedoboote festgestellt werden.

Freilich: 2551 deutsche Seeleute kommen nicht mehr heim, die Wellen des Skagerrak rauschen über ihrem Grab. „Lützow" und „Pommern" blieben draußen, die Kleinen Kreuzer „Wiesbaden", „Frauenlob", „Elbing" und „Rostock" — dazu fünf Torpedoboote.

Drei Schlachtkreuzer, drei Panzerkreuzer, ein Flottenführerschiff, sieben Zerstörer verlor Jellicoe. Kriegskassen von mehr als zweihundert Millionen Mark in Goldstücken, in guten runden Sovereigns gingen mit den Schiffen zum Grund. Auf mehr als sechstausend Matrosen, Heizer, Seesoldaten warteten Mütter und Bräute vergebens in den Häfen, in die jetzt Jellicoes Flotte einlief.

Einer Flotte von 1 300 000 Tonnen Gesamtgehalt stand eine Flotte mit nur 675 000 Tonnen gegenüber. Englands Überlegenheit — der Marineminister Lord Churchill hat es 1918 in einem Aufsatz in „London Magazine" bestätigt — war rein zahlenmäßig wie 13 zu 5, an Geschützstärke mindestens wie 4 zu 1.

Und dennoch drehte Jellicoe ab!

„Man war sich", schreibt der Commodore Schoultz, „darüber klar, daß die Schlacht nicht als Sieg für uns betrachtet werden könnte..."

Noch am 1. Juni hatten die Londoner Morgenblätter den Gedenktag des „Glorious First of June" gefeiert. Zwar war es schon 1794 geschehen, daß der Admiral Howe die französische Flotte am Kap Quessant zersprengt hatte, zwar war man jetzt gerade mit diesem Frankreich verbündet, aber für das englische Selbstbewußtsein hatte sich das denkwürdige Ereignis erst gestern und heute zugetragen Von einer Schlacht am Skagerrak aber wußten zu der Zeit weder „Times" noch „Daily News" das geringste.

Und in der Parlamentssitzung, die am Abend des 1. Juni in London stattfand, fiel kein Wort über die Schlacht. Ahnungslos ließen sich die Abgeordneten nach kurzer Aussprache über belanglose Dinge für drei Wochen in die Ferien schicken

*

In der Admiralität freilich hatte man andere Sorgen. Da saß man an den Abhörgeräten und wartete. Wartete Stunde um Stunde auf Nachrichten über den Ausgang der Schlacht. In den Funkkabinen hoch unter dem Dach drängten sich hohe Marineoffiziere, die sonst nie diese engen Buden betreten hätten. Sogar seine Lordschaft, der Sekretär der Admiralität, hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich die fünf Treppen zu erklimmen.

Was dachte dieser Jellicoe sich eigentlich? Die Deutschen verbreiteten über Holland und Skandinavien die tollsten Geschichten. Märchen und Lügen natürlich, denn daß „Defence", „Queen Mary" und „Indefatigable", dazu ein paar leichte Kreuzer und Zerstörer gesunken sein sollten, das konnte nur Lüge sein.

Aber der Admiral konnte doch wenigstens melden, wie es nun in Wahrheit stand, damit man diese Lügen als verdammte Erfindungen brandmarken konnte. Mußte man ihm wirklich erst am späten Abend dieses 1. Juni einen energischen Funkspruch entgegenjagen, er solle nun endlich die eigenen Verluste bekanntgeben, die ja nicht groß sein können?

Und dann, am Mittag des 2. Juni, 36 Stunden nach der Schlacht, wissen sie es auch in London: „Queen Mary", „Indefatigable", „Invencible", „Defence" in die Luft geflogen; „Black Prince" vermißt und, wie man fürchtet, gesunken; „Warrior" völlig außer Gefecht und aufgegeben. Dazu sechs oder sieben Zerstörer verloren und vermißt...

Am 3. Juni aber, als das englische Volk endlich die volle Wahrheit über die Schlacht erfahren darf, da brechen seine Zeitungen los:

„Die Seeschlacht vor dem Skagerrak gibt uns sicherlich keinen Grund zur Zufriedenheit", murrt „Daily Chronicle", während „Daily Graphic" schreibt: „Die heute von der Admiralität veröffentlichte Bekanntmachung ist vielleicht die schlimmste Nachricht, welche die Regierung bis jetzt dem Lande mitzuteilen hatte."

Über die erregten Szenen, die sich damals in London abspielten, wissen wir aus englischen Quellen nichts. Die Presse hütete sich, auch nur Andeutungen in das Ausland gelangen zu lassen. Aber ein anderer Bericht, der zugleich die merkwürdigen Umwege zeigt, die damals eine Nachricht oft nehmen mußte, gibt volle Aufklärung.

Da schreibt ein spanischer Journalist, Ruebado, dem ihm befreundeten Genfer Vertreter eines großen Budapester Blattes aus London: „Die Meldungen über die Seeschlacht am Skagerrak haben hier eine unbeschreibliche Erregung hervorgerufen. Am Freitagnachmittag

4711
die liebe
Gewohnheit



In jeden Koffer – "4711"

Ja, gewiss, die feine Frische soll uns begleiten, der köstliche Duft uns beleben auf langer, ermüdender Fahrt. Wie schön, wenn man bei Staub und Hitze "4711" in griffbereiter Nähe weiss. So war es von je, so soll es auch bleiben: "4711" sei uns liebe Gewohnheit, daheim wie auf fröhlicher Fahrt.

KÖLNISCH WASSER
No 4711
BLAU GOLD
KÖLNISCH WASSER
DOPPELT
4711

herrschte bereits eine solche Aufregung, daß alle politischen Parteien Versammlungen einberufen mußten. Die Oppositionsparteien forderten den Zusammentritt des Parlaments... Jedermann kritisierte die Admiralität. Vor dem Admiralitätsgebäude staut sich eine riesige Menge, die Erregung, der Lärm ist kolossal..."

*

Am Nachmittag des 1. Juni läßt das Flottenflaggschiff „Friedrich der Große" auf Wilhelmshaven-Reede die Anker fallen. Die Linienschiffe waren fast unverletzt, nur „König" und „Großer Kurfürst" lagen mit dem Bug tief im Wasser. Sie hatten, an der Spitze der Hochseeflotte marschierend, das Feuer der „Grand Fleet" zeitweilig fast allein aushalten müssen.

In Rudeln, wie sie sich gerade zusammengefunden hatten, laufen die Torpedoboote durch die Schleusen. Fast alle haben doppelte und dreifache Besatzung an Bord. Einen großen Teil der Mannschaft der gesunkenen deutschen Schiffe hatten sie bergen können. So bringt „G 37" außer der eigenen Besatzung 500 Mann vom „Lützow" nach Hause.

„Derfflinger", wundenbedeckt, 3500 Tonnen Wasser im Vorschiff, die Geschütztürme geborsten, Kasematten ausgebrannt wie leere Krater, die Brücke kurz und klein geschlagen, am Bug ein Riesenleck, und dennoch mit eigener Kraft in den Hafen gekommen!

Den Schlachtkreuzer „Seydlitz" schleppt „Pillau" ein. Einundzwanzig schwere Treffer im Schiff, mit 5300 Tonnen Wasser vollgelaufen, das Vorschiff überspült, die Mannschaft seit drei Nächten ohne Schlaf, in unablässigem Kampf mit dem eindringenden Wasser, das oft, wenn die Pumpen versagen, durch Menschenketten mit Eimern ausgeschöpft werden muß — dreimal auf Grund geraten, im aufkommenden Sturm bei schwerer See fast gekentert — und noch immer schwimmt das Schiff! In der Morgenfrühe des 3. Juni hat es endlich den Hafen erreicht.

*

Wem gebührt der Dank, daß Deutschlands Flotte die größte Seeschlacht der Welt so ruhmvoll bestehen konnte?

Dem Großadmiral von Tirpitz, der gegen den Widerstand auch mancher Marinekreise die stärkere Panzerung der Schlachtschiffe auf Kosten der Reichweite der schweren Artillerie durchgesetzt hatte. Selten hatte ein englischer Treffer den Gürtel aus Stahl durchschlagen, aber Beattys Schlachtkreuzer waren in die Luft geflogen, als deutsche Granaten den Panzer zertrümmerten und die Munitionskammer mitten in den Schiffen erreichten.

Den deutschen Schiffswerften. In dem amtlichen Bericht, der am 18. Juni von Bord des „Iron Duke" den Lords der Admiralität zugeleitet wurde, sagt Jellicoe: „Die Tatsache, daß das V. Linienschiff-Geschwader nicht imstande war, seinen Abstand von den deutschen Schiffen zu vergrößern, als sie mit höchster Geschwindigkeit fuhren, ist eine unangenehme Überraschung. Es ist klar, daß alle deutschen Schiffe eine Geschwindigkeit haben, die um vieles höher ist, als sie auf dem Papier gebaut sind..."

Dem deutschen Drill. Wieder ist Jellicoe der Zeuge: „Ohne Zweifel stand das Schießen der deutschen Schlachtkreuzer im Anfang sehr hoch. Sie erfaßten ihr Ziel und erlangten in jedem Fall Treffer binnen zwei oder drei Minuten nach Eröffnung des Feuers, und das auf die sehr große Schußweite von 16 500 Meter... Die Feuergeschwindigkeit ist sehr groß... Sie feuern auch dann noch mit großer Genauigkeit, wenn sie schon schwer beschädigt sind."

Der deutschen Organisation. Admiral Jellicoe hat das Wort: „... Ihr System von Erkennungssignalen ist ausgezeichnet. Bei uns ist so gut wie keins vorhanden. Ihre Scheinwerfer sind unseren überlegen, und sie machen besten Gebrauch davon. Endlich gibt ihr Nachtschießverfahren ausgezeichnete Erfolge."

Der deutschen Taktik. Scheers dreimaliges Umlegen der viele Kilometer langen Flotte auf den Gegenkurs war ein so geniales, mit höchster Präzision ausgeführtes Manöver, daß Jellicoe erklären muß, das wäre eine Bewegung, „wogegen sich schwer etwas tun läßt".

Den Admiralen, Konstrukteuren, Erfindern und Organisatoren.

Vor ihnen aber steht ein anderer.

Der deutsche Soldat.

Der Soldat, der diesen schwimmenden Panzerburgen erst das Leben gibt, der sie vorwärts treibt gegen den Feind.

Der Soldat, der im Torpedoraum, im Geschützturm, im Krähennest, vor den Kesseln, auf der Brücke und tief unten im Schiff ohne Worte seine Pflicht tut, der die letzte Granate aus dem Rohr jagt, ehe das Wasser ihn vom Verschluß reißt, der lautlos im überfluteten Bunker erstickt, weil er als letzter die Tür verrammelte, und der, mag er nun Kommandant oder Heizer sein, nichts anderes kennt, als auf dem Posten auszuharren, auf den der Befehl ihn stellte.

Der ewige deutsche Soldat, vor dessen Größe im Kämpfen und im Sterben Rangabzeichen und Dienstgrad verschwinden. Weil sie alle, die vor dem Skagerrak standen, den Namen „Deutschland" für alle Ewigkeit in die Chronik der Weltgeschichte eintrugen.

*

Die Zahl der an diesem 31. Mai zwischen den Schiffen beider Nationen gewechselten Funksprüche und Meldungen ist kaum abzuschätzen. Sie mag in die Tausende gehen.

Alle diese offenen oder chiffrierten Funkmeldungen sind sorgsam aufgefangen, sorgsam entziffert und geachtet worden. In den Landstationen in Brügge, Neumünster und Wilhelmshaven ebenso wie in Sunderland oder Sheerneß, hockten in diesen Tagen die Funker vor ihrem Gerät, bekamen den Kopfhörer nicht mehr vom Ohr und suchten und fingen und entzifferten, bis kein Geheimnis mehr den Äther durchzitterte.

Alle Meldungen sind aufgefangen und gesammelt worden. Alle — bis auf eine

Und diese eine, die zwar angekommen, dann aber irgendwo auf dem Tisch einer englischen Funkstation liegengeblieben war, von keinem mehr gelesen, von keinem beachtet wurde — diese eine Meldung kündigte England wenige Tage danach ein zweites Skagerrak an.

Ein paar tausend Funksprüche, wichtige und unwichtige, entscheidende und völlig belanglose, flirren durch die Luft, finden den Draht, der zu ihrem Empfang ausgespannt wurde, kommen als klickende Zeichen, als scharfe Summtöne oder als Punkte und Striche durch seltsame Apparate zu uniformierten Menschen. Die lesen sie, übersetzen, entziffern, melden weiter, registrieren, schreiben ab, heften ein, legen Akten an und geben ihnen Nummern und Zeichen.

Schön und gut. Das muß so sein Auch die Ordnung der Akten ist ein Teil, und nicht der unwichtigste, der Kriegsführung.

Daß aber eine einzige Meldung diesem sein ausgeklügelten System entgehen konnte, eine unter Tausenden, und daß gerade diese eine Meldung eine Nachricht von wahrhaft entscheidender Bedeutung mit sich trug, das eben ist eine der blutigen Hintertreppenwitze, wie ihn das Weltgeschehen nur einmal im Jahrhundert hervorbringt.

*

Eine U-Boot-Sperre hatte Admiral Scheer in den letzten Maitagen vor die englischen Flußmündungen gelegt. Achtzehn Boote der Hochseeflotte und zwölf Boote des Marinekorps Flandern nahmen heimlich vor dem Firth of Forth, vor dem Humber, vor Aberdeen, Invergordon, Harwich und vor Scapa Flow auf den Orkney-Inseln Aufstellung. Sie sollten den in ihre Heimathäfen zurückkehrenden britischen Geschwadern einen heißen Empfang bereiten, vor allem auch schwer zerschossenen Schiffen den Rest geben und so die Verluste des Gegners erhöhen.

Daß es anders kam, ist nicht Schuld der U-Boots-Kommandanten. Regen, grobe See, Unsichtigkeit hinderte die Boote so stark am Gebrauch der Torpedorohre, daß nur einige überhaupt zum Schuß kamen. Und auch ihnen blieb der Erfolg durch widrige Umstände versagt.

Den englischen U-Booten ging es nicht besser. Sieben Boote waren im Zusammenhang mit dem geplanten Vorstoß nach Borkum-Riff und Horns-Riff geschickt worden. Bis zum 2. Juni, so lautete ursprünglich ihr Befehl, sollten sie sich dort verborgen halten. Denn erst an diesem Tag sollten auch die Überwasserschiffe am Skagerrak eintreffen.

Als dann Scheer den englischen Plan umstieß und Jellicoes Flotte schon am 31. Mai zum Auslaufen zwang, da vergaß man, den vorausgesandten U-Booten neue Orders zu geben. So lagen englische U-Boote zwischen Vyl-Feuerschiff und Horns-Riff ahnungslos auf dem Grund, als die Hochseeflotte über sie hinweg nach Norden brauste.

*

An der Schlacht selbst haben deutsche U-Boote, entgegen allen englischen Behauptungen, nicht teilgenommen, Ein einziges, „U 75", hat das Schlachtfeld passiert. Freilich erst auf seinem Rückmarsch am 1. Juni. Sein Kommandant, der Kapitänleutnant Kurt Beitzen, hatte keine Ahnung von der Schlacht vor Jütland. Er hatte seinen Sonderauftrag erfüllt, der ihn weit nach Norden, hoch über Schottland hinaus, geführt hatte. Kein Funkspruch hatte ihn dort erreichen können.

Nun war er auf dem Heimweg, und mit ahnungsvollem Staunen sahen Führer und Mannschaft die Schiffstrümmer, die zerfetzten Schwimmwesten, die Balken und Flöße, die ein riesiges Feld in der Nordsee bedeckten.

Nun war also der Tag gekommen, auf den sie alle seit 22 Monaten gewartet hatten, und sie — sie hatten bei den Orkneys blöde Minen gelegt! Der Kapitänleutnant Beitzen und seine Leute wußten ja an diesem 1. Juni noch nicht, was vier Tage später bei ihren Minen westlich der Orkneys geschehen würde.

Hätten sie nur eine schwache Ahnung gehabt, dann hätten sie den gleichen Stolz empfinden müssen wie die Kameraden von den Schlachtschiffen oder von den Torpedobooten. In ihren Reihen hätten sie freudig bewegt in Wilhelmshaven stehen können, obwohl sie von der ganzen Schlacht auch nicht einen Schuß gehört hatten.

*

Da hatte gegen Ende Mai ein besonders aufmerksamer Funker in Neumünster in Holstein einen merkwürdigen englischen Funkspruch aufgefangen und entziffert. Ein englisches Minenräumboot meldete dem Sekretär der Admiralität in London, daß eine ganz bestimmt angegebene Linie westlich der Orkneys von Minen freigemacht worden sei und bis zur weiteren Entscheidung durch die Admiralität unter Aufsicht gehalten werde.

Nanu! Ein Weg westlich der Orkney-Inseln wird von Minen freigehalten, und ein Räumboot berichtet darüber so ausführlich direkt an die Admiralität? Zu welchem Zweck? Es muß ein wichtiges Schiff sein, das diesen sonderbaren Weg westlich der Orkneys befahren will!

Keine Zeit zum Überlegen. Ein U-Boot wird schleunigst detachiert, das die eben geräumte Strecke wieder verseuchen soll. „U 75" fällt die Aufgabe zu, von der man noch nicht recht weiß, welchem Ende sie dienen soll. Vierunddreißig Minen hat also der Kapitänleutnant Beitzen dort bei den Orkneys in diese merkwürdig gewundene Straße gestreut...

*

Am 2. Juni nun war ein englisches Wachschiff auf eine dieser neuen Minen gelaufen und gesunken. Merkwürdigerweise hatte man diesen Vorgang, den man zunächst für einen Zufall hielt, direkt der Londoner Admiralität gemeldet, ohne gewisse Stellen des Stützpunktes Scapa Flow zu verständigen. Man wußte, daß höhererseits besonderer Wert auf die Befahrbarkeit gerade dieses Weges westlich der Orkney-Inseln gelegt wurde, und da man seinen Eifer beweisen wollte, machte man gern diese, wie man glaubte, höchst überflüssige Meldung.

Es war keine gute Stimmung, die der Bericht in London vorfand. Verzweiflung, Bestürzung — die Presse drohte zu meutern und das strenge Schweigegebot einfach zu übertreten, schon sieht man Scheers Panzerschiffe in der Themse erscheinen, und völlig verstörte Gemüter wollen deutsche U-Boote schon mitten in London, dicht an den Riesenpfeilern der Tower-Brücke, gesehen haben...

Wer will da schon diesen nichtssagenden Funkspruch aus Scapa Flow beachten? Als ob es nicht gänzlich gleichgültig wäre, ob da westlich der Orkneys ein Wachtboot in einer sonst minenfreien Straße in die Luft und danach zu den Fischen gegangen ist — wird sich eben im Kurs geirrt haben und mitten in die eigenen Sprengkörper hineingesteuert sein! Wichtigkeit, wenn die Deutschen vor der Tür stehen, wenn Englands Stolz sich zerschossen in die Docks schleppt und mehr als sechstausend britische Seeleute auf dem Grund der Nordsee ruhen!

Man hat sich später verzweifelt bemüht, den Lauf dieses kurzen Funkspruches zu verfolgen. Noch nie haben ein paar chiffrierte Worte solchen Aufwand an Kraft, Zeit, Menschen, Schreiberei erlebt. Aber alles, was nachträglich festzustellen war, ist dies: im Trubel der sich nun überstürzenden Meldungen der einzelnen Schiffskommandanten der englischen Flotte ist ein einziger Funkspruch untergegangen. Unbeachtet geblieben und spurlos verschwunden.

*

Am 5. Juni verläßt der englische Panzerkreuzer „Hampshire" die Bucht von Scapa Flow.

Eine schwere See steht auf der Ostseite der Orkneys. Mit donnerndem Gebrüll wüten die Brecher, einer immer zehnfach schwerer als der andere, gegen die wild zerrissene Küste der Inseln. Mit drohendem Geheul prallen die nachziehenden Brandungswogen über die Steine. Zerfetzte Wolken jagt der Sturm über den Nachthimmel; sekundenlang öffnet sich ein Loch in diesem undurchdringlichen Schleier. Dann leuchten verloren



Auf jedem Weg der Schuh von

SALAMANDER

ein paar glänzende Sterne auf die weißen Kämme der wild durcheinander stürzenden Wogen.

Im Osten ist nicht durchzukommen. Zu groß ist die Gefahr, auf die Felsen dicht unter der Küste gedrückt zu werden. Aber es gibt ja noch für alle Fälle den westlichen Weg, den man auf der Fahrt nach Norden benutzen kann. Vor ein paar Tagen erst ist er als minenfrei gemeldet worden. Deutsche Schiffe wagen sich gottlob nicht bis zu den Orkneys, und U-Boote hat man nördlich des Firth of Forth noch nie gesehen. Im Windschutz der Inselgruppe kann die „Hampshire" also ungefährdet auslaufen und in einiger Entfernung von der Küste nach Norden wenden.

Was in aller Welt aber will der Kreuzer im Norden? Der Nordpol ist doch schon entdeckt, und daß ein Kriegsschiff Seiner Majestät Walfische fangen will, hat man in Scapa Flow noch nie gehört.

Dafür hörten eingeweihte Leute etwas anderes. In Rußland sollte es schlecht stehen. Der große Angriff am Narocz-See ist in Sumpf und Blut erstickt. An 140 000 Russen sollen dabei gefallen sein. Die Disziplin lasse bedenklich nach, die Scharen der Deserteure würden täglich größer ...

Es steht schlecht in Rußland, flüstert man in Scapa Flow.

Und an der Frankreich-Front hätte man die Entlastung so bitter nötig. Da tobt seit dem Februar die große Schlacht um Verdun, die Frankreich das Blut aus den Adern zapft. Aber woher sollen immer noch wieder neue Divisionen kommen?

Nein, es müßte in Rußland etwas geschehen. Schleunigst. Und daß etwas geschieht, so flüstern die Eingeweihten weiter, dazu fährt ein hoher englischer Offizier mit seinem Stab heute, am 5. Juni, gegen Abend mit der „Hampshire" durch das Eismeer nach Archangelsk. Heute morgen ist er angekommen. Ein sehr hoher Offizier. Ein General, sagt man. Sechs Stabsoffiziere hat er bei sich. Die Russen soll er aufpulvern, ihnen die Knochen ein wenig stärken. Ein ernstes Wort wird er hoffentlich mit dem Nikolaus reden, der ruhig noch zwei oder auch drei Millionen Muschiks an die Front werfen könnte. Man weiß ja doch, daß Hindenburg gerade jetzt höchstens 80 Bataillone auf seinem Abschnitt hat ...

Um 8 Uhr abends treffen die beiden Zerstörer, die den Kreuzer eigentlich begleiten sollten, wieder in Scapa Flow ein. Sie haben die Fahrt gegen den Sturm nicht mehr halten können. Die „Hampshire"? Die kämpft sich weiter nach Norden. Jetzt ist sie wohl schon bei — —

Bis an die Küste leuchtet der grelle Feuerschein, der in diesem Augenblick wie eine glühende Lohe gen Himmel schießt. Unwirklich rot steht die Flammensäule vor den gespensterhaften Kulissen der Sturmnacht. Steht zitternd, vom Wind hin- und hergezaust, bis sie erlöschend in sich zusammenbricht.

„Hampshire" ist in der minenfrei gemeldeten Straße westlich der Orkneys auf eine Mine gelaufen. Vorpostenboote, Zerstörer, Kreuzer eilen zu Hilfe.

Zwölf Matrosen werden von einem halbzertrümmerten Floß aufgenommen. Wie durch ein Wunder wurden sie nicht an den Klippen der Insel zerschmettert. Alle ihre Kameraden liegen auf dem Grund des Ozeans. Bei ihnen der geheimnisvolle Offizier, der in Rußland ein ernstes Wort mit Nikolaus reden sollte.

*

Im Bahnhof von Archangelsk, auf der russischen Südwestbahn, wartet ein Sonderzug, dessen Salonwagen mit englischen Abzeichen geschmückt sind. Wartet zwei Tage vergebens. Dann muß der britische Militäragent aus Petersburg, der seit vielen Tagen hier an der Grenze des Eismeers auf der Lauer gelegen hat, mit den ihm beigegebenen hohen russischen Offizieren — ein Generalmajor führt die Abordnung — in die Hauptstadt zurückkehren.

*

Zwei Tage darauf erscheinen alle englischen Zeitungen mit einem breiten Trauerrand. Mit der tapferen Besatzung der „Hampshire", so melden sie, starb für England den Soldatentod Horatio Herbert Kitchener, Lord of Chartoum, der Sieger aus Sudan und Transvaal, Generalleutnant, britischer Feldmarschall und Kriegsminister. Der Trost Old Englands in schwersten Stunden, der Mann, der 1914 die erste Freiwilligenarmee aus dem Boden gestampft und sie dem bedrängten Verbündeten nach Frankreich geschickt hatte. Der erste Soldat Englands, dessen unbändige Willenskraft der eiserne Ring um den Kreis der Alliierten gewesen war.

Ein schwerer Schlag. Unersetzbar der Verlust. Ein zweites Skagerrak ist dies.

„In der City" — dem „Amsterdamer Handelsblad" verdanken wir diese Nachricht — „stürzen die Menschen aus Gasthäusern und Büros und umringten die Zeitungsverkäufer, denen die Blätter aus den Händen gerissen wurden. Die Vorhänge im Kriegsamt wurden niedergelassen . . ."

Nur Reuter, das englische Telegraphenbüro, meldet mit gelassenem Gleichmut: „Der Tod Kitcheners verursachte in den Kreisen der City große Sensation, hatte aber keine besondere Wirkung auf die Börse."

Es heißt, daß Kitchener noch kurz vor der Ausfahrt der „Hampshire" sich nicht sehr zuversichtlich über die Aussichten seiner Mission beim Zaren geäußert hat. Zu kühl und zu klar wußte er die beiden östlichen Gegner abzuschätzen: mit Rußland ging es zu Ende . . .

Nun hatte ihn eine der 34 Minen von „U 75" um die Möglichkeit betrogen, die erlahmende Widerstandskraft der Verbündeten zu stärken.

Eine einzige Meldung unter ein paar tausend war übersehen worden. Sie hatte Kitcheners Schicksal enthalten. Wäre sie den Weg gegangen, den alle diese gleichen und ähnlichen schmalen Papierstreifen in diesen Tagen gegangen waren, dann hätten auch gewisse Stellen in Scapa Flow gewußt, daß der Westweg erneut verseucht war, dann wäre ...

So starb Lord Kitchener — der einzige Feldherr des Weltkrieges, der den Soldatentod fand — gewissermaßen als das letzte Opfer der Schlacht vor dem Skagerrak.

Ende.

Vergessene deutsche Geistestaten

Gutzkow, der traurige Ritter vom Geist, hat das Wort zuerst geprägt, der englische Romancier Bulwer hat es aufgenommen, und schließlich ist es zu einer feststehenden Formel lexikalischer Allgemeinbildung geworden: die Deutschen sind das Volk der Dichter und Denker. Zunächst war diese Feststellung eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor der Größe des deutschen Klassizismus, dessen Abendrot damals in den vierziger Jahren den geistigen Himmel Europas überstrahlte. Dann machte der politische Instinkt fremder Völker einen Vorwand daraus, die Deutschen bei der Verteilung der Welt auf die Bezirke des Geistes zu verweisen. Aber seine letzte und tiefste Deutung erfährt der Ausspruch erst, wenn man in der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Wissenschaften den Anteil der Deutschen festzustellen sucht. Dann nämlich stößt man auf die überraschende Tatsache, daß fast auf allen Wissensgebieten deutsche Denker die ersten entscheidenden Anregungen gegeben, neue Gedanken zum erstenmal gedacht haben, ohne daß ihre schöpferische Leistung genügend gewürdigt worden wäre. Ja, vielfach sind diese deutschen Denker völlig vergessen, und andere, die geschickter in der Ausnutzung des Ideengutes waren, haben vor der Geschichte den Ruhm davongetragen.

Daß die Edisonsche Glühlampe von dem Deutschen Göbel erfunden wurde, ist hinlänglich bekannt, daß der Lehrer Philipp Reiß der wahre Erfinder des Telephons war, wird jetzt sogar schon in den Schulbüchern anerkannt, aber noch immer gibt es eine große Reihe von Fällen, bei denen der deutsche Anteil an der Entwicklung nicht in Erscheinung tritt.

Wie sich im Altertum sieben Städte darum stritten, die Wiege Homers in ihren Mauern beherbergt zu haben, so beansprucht noch heute eine Reihe von Staaten, den Erfinder des Zündholzes zu ihren Bürgern zu zählen. Die Franzosen verweisen auf Derosne, die Engländer auf J. T. Cooper, die Österreicher auf Stephan von Romer, und wir Deutschen haben allen Grund, den Württemberger Johann Friedrich Cammerer als den wahren Erfinder anzusprechen. Während aber so der Erfinder des Phosphorzündholzes im Nebel des Meinungsstreits verschwindet, besteht über die geistige Vaterschaft der Sicherheitszündhölzer kaum ein Zweifel. Als sogenannte „Schwedenhölzer" haben sie den Weltmarkt erobert und das giftige und höchst gefährliche Phosphorzündholz völlig verdrängt. Der schwedische Fabrikant Lundström in Jönköping hat die Sicherheitszündhölzer zuerst in den bekannten kleinen Schachteln auf den Markt geworfen, Millionen damit verdient und außerdem in fast allen Lehrbüchern der Technik den Ruhm des Erfinders geerntet.

Und doch war es gerade in diesem Fall unbestritten ein deutscher Forscher, dem die Ehre der Erfindung gebührt. Professor Christian Böttger, der jahrelang ein stilles Gelehrtenleben als Lehrer der Physik und Chemie bei dem Physikalischen Verein in Frankfurt am Main führte, kam zuerst auf den ingeniösen Gedanken, den amorphen Phosphor, der bisher für die Zündholzkappe verwendet wurde, auf eine Reibfläche zu bannen und dadurch die Feuergefährlichkeit des bisherigen Zündholzes erheblich zu mindern.

Böttger, ein Mensch von tiefem sozialem Verantwortungsgefühl, veröffentlichte seine Erfindung in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift, dem „Technischen Notizblatt", ohne an eine materielle Auswertung auch nur zu denken. Ihm genügte es, wie er im Kreise seiner Schüler erklärte, mit dieser Publikation dem sozialen Fortschritt gedient zu haben. Denn tatsächlich bedeutete seine Erfindung nicht nur eine technische Errungenschaft, sondern war auch sozialhygienisch von höchster Bedeutung. Die Phosphornekrose, jene furchtbare Geißel der Arbeiter in den Zündholzfabriken, die zu einer Kieferfäule, entsetzlichem Siechtum und qualvollem Sterben führte, die Phosphornekrose war durch Böttgers Erfindung gebannt.

Darüber hinaus war, wie schon angedeutet, auch der technische Fortschritt unverkennbar. Die Gefahr der Selbstentzündung, die Tausende von Unglücksfällen früher hervorgerufen hatte, war herabgemindert, und auch zeitlich bedeutete das neue Zündholz eine erhebliche Errungenschaft. Denn während ein Phosphorhölzchen fünfzehn Sekunden gebrauchte, bis die Kappe sich entzündet hatte, sprang bei Böttgers Sicherheitszündhölzchen die Flamme sofort nach der Reibung auf. Ein Statistiker hat errechnet, daß Böttger damit jedem Menschen im Jahr neun Stunden nutzlosen Wartens erspart hat.

Böttger ist auch mit einer Reihe anderer Arbeiten hervorgetreten, die unter heutigen Umständen zugleich mit dem Ruhm wahrscheinlich ein Millionenvermögen eingebracht hätten. So erfand er gleichzeitig mit dem Schweizer Professor Schönbein die Schießbaumwolle, die zum Ausgangsprodukt für die ganze Kunstseidenindustrie geworden ist. Fern davon, einen häßlichen Streit um die Erstgeburt dieser epochalen Entdeckung zu entfesseln, taten sich die beiden Gelehrten zur wissenschaftlichen Auswertung ihres geistigen Gutes zusammen. Beide ernteten auch hier nur ideellen Ruhm. Mehrere europäische Fürsten zeichneten Böttger mit hohen Orden aus, der Kaiser von Österreich verlieh ihm den persönlichen Adel, den Böttger aber aus Bescheidenheit niemals führte.

Er lebte arm und starb arm und hatte Mühe, seine zahlreiche Familie von acht Kindern anständig durchs Leben zu bringen. Seine Schüler haben ihm in Frankfurt ein Denkmal gesetzt, ohne dabei der Tatsache Erwähnung zu tun, daß er der Vater des Streichholzes in seiner heutigen Form war.

Böttgers Erfindung, die sich völlig in ihrer ursprünglichen Form behauptet hat — nichts beweist deutlicher die geniale Einfachheit des neuen technischen Prinzips —, wurde in Deutschland übersehen und erst von Ausländern gewürdigt und ausgewertet.

Nicht anders erging es der Lebensarbeit eines anderen Deutschen. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien das Buch des Russen Peter Krapotkin über „Die gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt". Die Veröffentlichung machte ungeheures Aufsehen weit über die wissenschaftliche Welt hinaus, und das Buch wurde in kurzer Zeit in alle Sprachen übersetzt. Es war





die notwendige Antithese zu Darwins damals allein herrschender Lehre vom Kampf ums Dasein, vom unerbittlichen Krieg aller gegen alle. Krapotkin hatte an einer Reihe von Beispielen überzeugend nachgewiesen, daß Tiere der gleichen Art sich gegenseitig im Kampf ums Dasein unterstützen, und daß der Altruismus ein ebenso tief in der Kreatur verwurzelter Instinkt ist wie die Selbstsucht.

Im Vorwort seines epochemachenden Werkes hatte Krapotkin kurz auf die Arbeiten des Petersburger Zoologen Keßler verwiesen, dem er wertvollste Anregungen verdanke. Der mühevollen Kleinarbeit eines deutschen Forschers, R. F. Günther aus Bonn, gelang es jetzt, nachzuweisen, daß es sich bei diesem Petersburger Professor um den deutschen Förstersohn Karl Keßler handelt, der in Gerdauen in Ostpreußen geboren wurde und dessen Eltern später nach Rußland auswanderten.

Keßler studierte Mathematik und Naturwissenschaften in Petersburg, wurde Universitätslehrer in Kiew und später Professor in Petersburg. Das äußerlich stille und schlichte Gelehrtenleben dieses Mannes wurde von großen Reisen in alle Teile des asiatischen und europäischen Rußland unterbrochen, bei denen er die Flora und Fauna des asiatischen Riesenreiches mit unerhörter Gründlichkeit erforschte. Die Ergebnisse seiner Arbeiten legte er in Monographien nieder, die ihm die Achtung seiner Fachgenossen gewannen, aber niemals über den engen Kreis der Wissenschaft hinausdrangen. So hielt er am 18. März 1879 in der Petersburger Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, deren Vorsitzender er war, einen Vortrag über „Das Gesetz der gegenseitigen Hilfe". Die Rede wurde von den Zuhörern mit Beifall aufgenommen, in den Mitteilungsblättern der Gesellschaft veröffentlicht — und dann vergessen.

Und doch enthielt diese einstündige Rede bereits alle Grundzüge jener epochalen Entdeckung, die Krapotkins Name wenige Jahre später weltberühmt machten.

Ganz schlicht erzählt der deutsche Professor, wie er schon als Knabe dem sozialen Urgesetz der gegenseitigen Hilfe auf die Spur gekommen sei. Er lag im Grase neben dem Forsthaus seines Vaters und beobachtete, wie Totengräberkäfer einen Mäusekadaver fortschafften. Erst mühten sich nur zwei der Tierchen um die tote Maus, dann riefen sie durch schrilles Zirpen andere herbei, bis schließlich zehn zur Stelle waren, die die tote Maus auf ihre Rücken luden und sie zu einer kahlen Stelle in der Grasnarbe schleppten und dort beerdigten, um Nahrung für ihre Larven zu haben.

Doch Keßler beschränkte sich nicht nur auf solche Einzelbeobachtungen in der Tierwelt, sondern er zog auch schon jene Folgerungen für das Zusammenleben der Menschen, die sich später an Krapotkins Namen geknüpft haben. So sagte er in seinem Vortrag: „Wenn auch die Familienliebe und Familienfreuden, sogar die Liebe zur Heimat bis zu einem gewissen Grade dem Menschen wie vielen anderen Tieren eigen ist, so erheben ihn doch die Liebe zum eigenen Volk und der selbstlose Dienst an ihm im Interesse der fortschreitenden Zivilisation weit über alle Tiere. Ein wahrer Mensch ist zweifellos nur der, welcher mit seiner Liebe die ganze Menschheit umfängt und dessen Herz bei jedem Erfolg und Fortschritt auf ethischer Grundlage schneller schlägt."

Noch sympathischer wird die Gestalt dieses bescheidenen deutschen Gelehrten, wenn man erfährt, daß Keßler auch in seinem Privatleben immer bemüht war, seinen Grundsatz der gegenseitigen Hilfe zu verwirklichen. So erzählt einer seiner Schüler, der Amerikaner Maxwell, eine Anekdote, die für Keßlers Einstellung außerordentlich bezeichnend ist.

„Maxwell, armer Leute Sohn, verdiente sich die Mittel zu seinem Studium dadurch, daß er die Vertretung für eine englische Lebensversicherungsgesellschaft übernahm. Da er nur wenige Bekannte hatte, suchte er auch Keßler in seiner Wohnung auf und bemühte sich, ihn zum Abschluß einer Lebensversicherung zu bewegen. Dabei entspann sich nach Maxwells Tagebuchaufzeichnungen folgendes Gespräch:

‚Nein, mein junger Freund', sagte Keßler, ‚mein Leben und das Leben meiner Verwandten steht in Gottes Hand. Er hat bis jetzt für uns gesorgt, und er wird nach meinem Tode für sie weitersorgen.'

Ich wandte ein: ‚Sehen Sie, Herr Professor, Sie haben uns im Kolleg das Beispiel von den Totengräberkäfern erzählt, die gemeinsam die Maus unter die Erde brachten. Was würden Sie sagen, wenn ein Käfer sich abseits hielte, nicht mittrüge und dann doch seine Eier in den Mäusekadaver hineinlegen wollte?'

Er sah mich erstaunt an.

‚Genau so ist es mit der Versicherung', fuhr ich eifrig fort. ‚Auch sie ist dem Gedanken der gegenseitigen Hilfe entsprungen. Wir wollen nicht nur für uns selbst sorgen, sondern auch allen anderen helfen, das Risiko des Lebens zu tragen. Ihr Beitrag gibt vielleicht einer armen Witwe die Möglichkeit, ihre Kinder zu erziehen.'

Keßler sah lange sinnend vor sich hin. Dann fragte er, und ein leises Lächeln spielte um seinen Mund: ‚Sie berufen sich also auf das Gesetz der gegenseitigen Hilfe?'

Ich nickte.

‚Es ist gut', sagte er. Vier Tage später schickte er mir einen ausgefüllten Lebensversicherungs-Antrag zu."

Keßler starb im Jahre 1881. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die Fülle seiner Einzelbeobachtungen zu dem großen Werk über die gegenseitige Hilfe zusammenzustellen, mit dessen Plan er sich sein Leben lang getragen hatte. Er wurde mit allen Ehren zu Grabe getragen, aber niemand ahnte, daß man mit ihm den Entdecker eines großen Naturgesetzes begrub.

Es ist deshalb eine Pflicht der Dankbarkeit, diesen bescheidenen deutschen Gelehrten, Böttger und Keßler, die, jeder in seiner Weise, den Ruhm der Deutschen als das Volk der Dichter und Denker begründen halfen, wenigstens nachträglich zu einer gerechten Anerkennung zu verhelfen.

ANEKDOTEN

In jenen verblichenen Zeiten, da die Potentaten sich noch untereinander darum stritten, wer der würdigere sei, einen Kurhut des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu erlangen, fand der alte närrische Beireis in Helmstedt, der schlechterdings in allen damals bekannten Wissenschaften herumfuhrwerkte, bei seinem Buchhändler eine neue Schrift, die der Tübinger Cotta verlegt hatte, und die da betitelt war: „Die Kur-Würdigkeit Wirttembergs ... usw." — Beireis hatte es wieder mal mit der Leber und erwog eine Kur. So hatte er von seinen vielen Wissenschaften also gerade die Medizin im Kopfe. Ganz davon befangen, sagte er angesichts des Buchtitels tief versonnen: „Ei, wie kommt denn Cotta diesmal an eine medizinische Materie?"

*

Als Joseph Viktor von Scheffel Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg war, bekam er eines Tages Besuch von einer Großtante des Fürsten, die die Bibliothek zu besichtigen wünschte. Nun hatte aber die hohe Dame die üble Angewohnheit, Scheffels mühevolle Arbeit des Einordnens der Bücher zu bemängeln. Sie gab ihm Lehren, wie er die Regale zu stellen habe und welche Bücher in die Schränke gehörten. Scheffel kochte natürlich längst. Die Dame ging sogar so weit und nahm einzelne Bücher hervor und machte Scheffel auf Staubflecke aufmerksam. „Dafür müssen Sie täglich sorgen", sagte sie, „daß auch nicht ein Stäubchen an den Büchern haften bleibt; wer Bücher schätzt, muß auch etwas für sie tun. Sehen Sie nur diesen großen Staubrand auf dem Schiller hier!" Scheffel warf einen schwärmerischen und einen wehmütigen Blick auf den Schillerband, hob dann die Augen, sah der Dame ins Gesicht und zitierte mit eisiger Stimme aus seinem Gedicht diese Zeilen:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
daß bei dem Schiller gleich die Dornen steh'n!"

*

Der berühmte Mathematiker Pascal, der die Wahrscheinlichkeitsrechnung begründete, saß einst mit einem Freunde aus der Provinz, der vor der Wissenschaft enorme Achtung hegte, in einem Wirtsgarten. Nicht weit von ihnen hockten in einer stattlichen Runde eine Menge der zwar erlauchten, aber verstaubten Herren der hohen Pariser Akademie. Pascal nannte sie seinem Besucher einzeln. — „So", sagte der und war voller Hochachtung, „das alles sind also berühmte Leute?" — „Alles", sagte Pascal und trank. Dann setzte er das Glas hin und schloß: „Aber für noch viel berühmtere halten sie sich."

*

Virchow, der nicht mehr sprach, als notwendig war, erlebte es, daß in einer Gesellschaft ein wertgeschätzter Kollege sich kochend und mit den Augen Blitze schießend an den Tisch des Einsamen setzte, offensichtlich, weil er von irgend was die Nase tüchtig voll hatte. Teilnehmend hiernach befragt, deutete er wild auf einen fernen jungen Mann und fauchte: „Dieser Mensch dort — ein junger Dozent übrigens — vertritt die Lehren dieses Lassalle. Ist das nicht unerhört? Na, ich habe ihm ja vielleicht was erzählt! Aber was erlebe ich, der Bursche wird auch noch frech!" — „Tja", sagte Virchow bedächtig, „Sie sind eben farbenblind, und das rächt sich!" Der andere stierte ihn an. „Ich und farbenblind?" stotterte er. — „Aber sicher", sagte Virchow. „Oder hielten Sie nicht soeben einen Mann für rot, der in Wirklichkeit noch grün ist?"

*

Gellert war so zerstreut, wie das seiner Gelehrsamkeit zukam. Das Fuhrwerk eines angesehenen Mannes holte ihn zu Gaste auf einen Adelssitz der Leipziger Umgebung. In einem Hohlweg ging es nicht weiter, und Gellert, der gerade tief über irgendein Problem nachsann, stieg in Gedanken willig aus, legte Hand mit an und half schieben, ohne zu wissen, was er tat. Der Gastgeber, durch das lange Ausbleiben beunruhigt, ritt der Fuhre entgegen und sah mit stillem Entsetzen, was da vor sich ging. „Verehrter, Lieber", redete er den Gelehrten an, „aber was tun Sie? Was muß ich sehen?" — „Ich?" fragte Gellert, noch keineswegs voll erwacht, und schob weiter, „ich fahre gerade zu Ihnen aufs Land, Hochgeschätzter."

*

Eduard Mörike, dem Dichter der Innigkeit war die Triebfeder des Ehrgeizes ein völlig unbekanntes Ding. Er hatte an seinen wundersamen Schöpfungen selbst eine kindliche Freude und fragte nicht viel nach Geld und Ruhm. Einmal, als er noch Privatgelehrter in Mergentheim war, besuchten ihn literarisch interessierte Bekannte und machten ihm leichte Vorwürfe wegen seiner Unbetriebsamkeit. Aber Mörike, dem fast immer die Sonne der Güte aus dem Gesicht strahlte, meinte leise dazu: „Zum Schaffen gab mir Gott die Stärke des Herzens, viel Klingen und Singen; ein bißchen Verstand und — was sehr, sehr wichtig ist — die nötige Schalkhaftigkeit dazu. Nun sagt mal, ihr Lieben, ist das nicht Betrieb genug?"

HUMOR

„Warum weinst du denn, mein Kind?"
„Ich hab' meinen Vater verloren."
„Ach, du armes Kind. Nun findest du nicht nach Hause, wie?"
„Ich schon. Aber mein Vater . . ."

*

„Wie voll war es denn gestern bei der Erstaufführung?"
„Jammervoll!"

*

Inge liest viel Romane.
Mutti schimpft mit ihr.
„Ist das auch kein Liebesroman, was du da liest?" will sie wissen.
„Nein", meint da Inge ganz ernsthaft, „ganz im Gegenteil. Es ist der Roman einer Ehe."

*

Napfschimmer trifft seinen Freund Quick.
„Armer Kerl", meint Napfschimmer, „du tust mir leid, aber ich konnte es nicht verhindern."
„Wieso?" ist Quick erstaunt, „um was handelt es sich denn?"
„Um den neuen Hut meiner Frau."
„Aber ich bitte dich, was hab' ich damit zu tun?"
„Nun, eben macht meine Frau deiner Frau einen Besuch."

*

„Dein Papa ist ja ein netter Mann. Nur — er hat so etwas Verschlossenes."
„Ach, du meinst seinen Geldschrank."



„Was ist — können Sie den Kunden nicht befriedigen?"
„Nein. Er will zwei Schuhe haben, die in derselben Tonart knarren!"

Zeichnung von Erich Wilke †.

„Weißt du, Willi die Schauspieler sprechen aber sehr undeutlich! — Man kann kaum ein Wort verstehen."
„Wahrscheinlich wollen sie den Autor nicht kompromittieren."

*

Ein Millionär war schwer krank, und die beiden ihn behandelnden Professoren unterhielten sich über seinen Zustand. „Er kommt durch!" meinte der erste, „wir haben das Schlimmste überstanden!"
„Aber im Gegenteil!" widersprach der zweite, „das Schlimmste kommt noch: Wir müssen es den Verwandten sagen!"

*

„Schauen Sie sich mal die Beete an, Gärtner! Ich habe heute morgen schon allerhand gearbeitet!"
„Ja, ich seh' es. Aber das macht nichts, Fräulein! Das bring' ich schon wieder in Ordnung!"

*

Der Friseur bemüht sich, den berühmten Geiger, während er ihn rasiert, angenehm zu unterhalten. „Ach ja, Meister", sagt er, „man hat es schwer, sich so das tägliche Brot zusammenzukratzen — nicht wahr?"

*

„Aber geh'n S', Frau Pamperl, warum ham jetzt Sie Eahna Photographie bloß von der Seiten mach'n lass'n?! Da sieht ma Eahna ja bloß halbert!"
„Ja mei — Frau Stamperl! I hab' halt spar'n müaßn!"



Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Pokalkampfpartie

Gespielt im Mai 1936 anläßlich des Pokalkampfes Berlin-Pankow — Eckbauer.

Weiß: Kunerth	Schwarz: W. Grothe		
1. d2—d4	Sg8—f6	11. De4—h4	h7—h6
2. c2—c4	g7—g6	12. Lg5—f4	e7—e5![4]
3. Sb1—c3	d7—d5	13. Lf4×e5	Sc6×e5
4. Lc1—g5[1]	Sf6—e4	14. Sf3×e5	Lg7×e5
5. Sc3×e4	d5×e4	15. d4×e5	Ta8—d8†
6. e2—e3	Lf8—g7	16. Kd1—e2	Da5—d2†
7. Dd1—c2	c7—c5![2]	17. Ke2—f3	g6—g5
8. Dc2×e4[3]	Dd8—a5†	18. Dh4—h5	Dd2×b2
9. Ke1—d1	Sb8—c6	19. Lf1—e2	Db2×e5
10. Sg1—f3	Lc8—f5	20. Weiß gibt auf[5]	

[1] In dem Weltmeisterschaftskampf Euwe — Aljechin setzte ersterer in der 2., 4. und 12. Wettkampfpartie immer mit 4. Dd1—b3 fort, was der Partieanlage gemäß richtig ist.

[2] Schwarz erkennt die Schwächen des weißen Spiels (weit vorgeschobene Bauern, die Angriffsmarken darstellen, einen „hängenden" Läufer auf g5 und den unentwickelten Königsflügel) und greift deshalb mit Recht an.

[3] Weiß empfand den feindlichen Vorposten Be4 als ein im eigenen Fleische steckender Pfahl, der die Königsflügelfigurenentwicklung hemmte. Das Schlagen des Bauern stellt sich für Weiß als sehr ungünstig heraus. Die Dame kommt ins Gedränge, stellt sich „abseits", der König muß schon „so früh" wandern. Damit ist die weiße Partieanlage widerlegt.

[4] Ausgezeichnet gespielt! Der Textzug bezweckt Zugstraßenöffnung für das schwere Geschütz (T) um jeden Preis. Verfehlt wäre natürlich auf Figurengewinn zu spielen mittels der „Gabel" 12..., g6—g5; wegen 13. S oder L×g5, h6×g5; 14. D×g5 und beide Läufer sind angegriffen.

[5] Die Drohung 20..., g5—g4† ist zu stark, die weiße Stellung zu schwach, weshalb Weiß sich entschloß, aufzugeben.

Aufgabelösung aus Folge 20

Dreizüger v. H. Dieter Steinhoff, Leobschütz.

Weiß: Ka1, Le2, Lh8, Sc6, Se8, Bb4, c3, e5, g3, g5 (10).

Schwarz: Ke4, Sd5, Sf5, Bd6, e6, e3 (6)

1. Sc6—d8, S×g3; 2. S×d6†, Kf4; 3. S×e6.
1. ..., S×c3; 2. Sf6†, K×e5; 3. Sc6‡ usw.

Richtig gelöst: H. Schmidt, Rodheim; A. Brückner, Stollberg; C. Bornefeld, Arnsberg; A. Hinrichs, Naumburg; Ch. Steffen, Stuttgart; J. Diehl, Oberschmitten; P. Antweiler, Köln-Merheim; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; E. Kreßmann, Frankfurt a. M.; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; W. Brunken, Oldenburg; O. Behncke, Cuxhaven; K. Poppler, Füssen; M. Templin, Friedensstadt; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; C. Ebert, Hamburg; G. Ruß, Deinkle a. H.; O. Hoffmann, Hamburg; A. Berkhan, Herzberg a. H.; K. Roß, Hamburg; Ch. Elrich, Spangenberg; Dr. Gretscher, Saarlautern; Dr. Münch, Bocholt; A. Ehbrecht, Frankfurt a. M.; C. Weinrich, Syke.

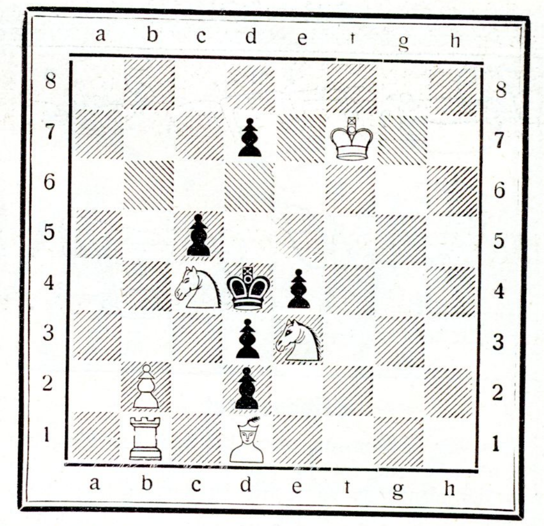
Einige Löserurteile: „Die Aufgabe hat mir Freude bereitet; sehr schöne Mattbilder", H. Sch., R.; „Fein erdachtes Zusammenwirken der Springer", A. B., St.; „Überraschend schöne Springerduelle", P. A., K.; „Dieses ‚Vierspringerspiel' ist einzig in seiner Art", H. K., B.-N.; „Ein Meisterstück der Problemkunst", F. St., Bln.-L.; „Eine wirklich schöne Aufgabe mit verblüffend vielen Varianten, eine hübscher als die andere", Dr. G., S.; usw.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Sebastian Mühltaller, München.

Schwarz: Kd4, Bc5, d2, d3, d7, e4 (6)

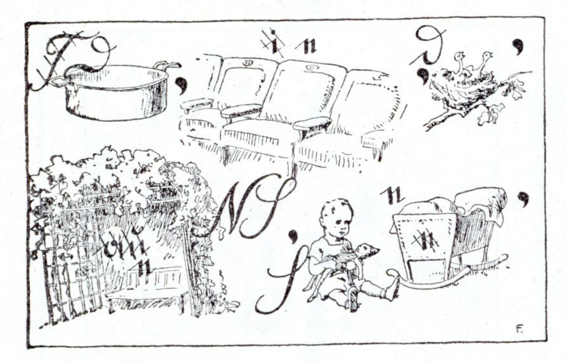


Weiß: Kf7, Tb1, Ld1, Sc4, Se3, Bb2 (6)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

RÄTSEL

Bilderrätsel

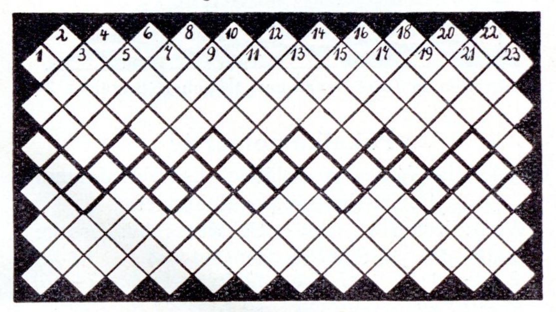


Silbenrätsel

Aus den Silben an augs bat beck ber bin burg che de e e ein ent fa fan ge geld ha hard lan lauf lich ment nau ra re rie ru seu sta te te ti to u um un zi sind 15 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabe, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Bayern, 2. Lanzenreiter, 3. feierliches Trompetensignal, 4. italienischer Maler †, 5. Turnerabteilung, 6. Stadt in Hannover, 7. Fingerentzündung, 8. Männername, 9. Edelstein, 10. ohne Bezahlung, 11. Stadt in Hessen-Nassau, 12. letztwillige Verfügung, 13. Aussprache, 14. Liebesdichtung, 15. Epidemie.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Zackenrätsel



In die senkrechten Reihen sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Bei richtiger Lösung ergibt die fettgedruckte Zackenlinie einen Ausspruch aus der Edda. (ch = ein Buchstabe.) 1. asiatischer Herrschertitel, 2. berühmter deutscher Schauspieler, 3. Religionsgründer, 4. deutscher Minister, 5. Gestalt um Friedrich den Großen, 6. seelischer Vorgang, 7. vertrauter Freund Goethes, 8. Gartenblume, 9. Sternbild, 10. europäische Hauptstadt, 11. Warnungssignal, 12. Männername, 13. Wagneroper, 14. Schillersche Balladengestalt, 15. griechische Dichterin, 16. Gestalt aus der Edda, 17. Nadelbäume, 18. deutsche Märchengestalt, 19. Tierwaffe, 20. spanische Flotte, 21. altes Zählmaß, 22. Radteil (Mehrzahl), 23. griechische Sagengestalt.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Volksverband, 5. Stadt in Niederschlesien, 9. Europäer, 10. Gewächsstengel, 12. lateinisch: und, 13. Oper von Weber, 16. Stadt im Nildelta, 17. Nahrungsmittel, 19. italienische Tonsilbe, 21. Mittelmeerinsel, 22. Lattenzaun, 25. engl. Staatsmann, 27. elektr. Ur-Teilchen, 28. Peitsche, 29. Völkerkampf. — Senkrecht: 2. Faultier, 3. italienischer Fluß, 4. landwirtschaftlicher Raum, 5. sagenhaftes Tier, 6. Senkblei, 7. Ausruf, 8. Dreigespann, 11. Fruchtsülze, 14. Schiff, 15. Nagetiere, 18. weiblicher Vorname, 20. Fleischsülze, 23. nordischer Gott, 24. Getränk, 26. persönliches Fürwort, 28. Gewicht, Abkürzung.

Magisches Quadrat

a a b e k k k m m m o o o o p p r r s s t t t u u 1. ansteckende Krankheit, 2. Wasserfahrzeug, 3. Getränk, 4. Kartenspiel, 5. sportl. Ausdruck.

Kapselrätsel

Niedermarsberg, Heilserum, Steuermann, Gedankenlesen, Kreideselsen, Mammutbaum, Schweinfurt, Mitternachtsonne, Isolde, Bandoneon, Kulmination, Hohensalza, Handelslehrer, Maladetta, Aberglaube, Gesandter, Tankstelle, Atonie, Rudolstadt, Annaberg, Bukarest, Rasthaus, Schneider, sanieren, Aschaffenburg, Kartagena, Erbhofbauer, Bellizona, Guatemala, Taurien, Tendenz, Erzherzog, Themse, Aneroid, Firmament, Bestellung, Schaltung, Schnarrwerk, Madura, Werbeleiter, Arrestant, Reichenau. Aus vorstehenden Wörtern ist je ein Wort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch des amerikanischen Präsidenten Jefferson ergeben.

Rösselsprung

schön	klingt	vom	sen	schen	harft
deut	horst	am	see	lied	wei
und	sten	ein	nen	mit	lau
du	schen	mein	cher	wald	sei
ist	schen	die	wald	sem	wei
wird	bald	hand	deut	aus	kläng
rau	sches	dann	ge	du	süs
die	die	steht	sei	ten	ge
land	der	uns	mat	m	ne
brust	hei	wo	wäl	en	trau

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Schnur, Durst, Dachdecker, Totenmahl, Trense, Muschel, Weintraube, Ritter, Lieder, Fragment, Esche, Gesinde, Pflaster, Magen, Gaslicht, Flechte, Hades, Belebung, Mensch, Leine sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Jean Paul ergeben.

Füllrätsel

Aus nachstehenden Wortteilen sind Wörter zu bilden und in die Felder einzutragen. Bei richtiger Lösung ergeben die auf die Mittelreihe entfallenden Buchstaben einen Ausspruch Wildenbruchs.

aa am ar aune bu che che chütz dem die e eckung eid erd sech fre gen ien ige ing is kraut lohns me mge n n ntd rot s schnei tde te uer wer. — Die Wörter bedeuten: 1. tropische Gewürzpflanze, 2. westpreußische Stadt, 3. Laubbaum, 4. Stadt im Rheinland, 5. altertümliches Land Asiens, 6. Aufspürung, 7. Füllmaterial, 8. Stadt an der Somme, 9. Sportgerät, 10. Streichinstrument, 11. Oper von Weber, 12. Abgabe.

Lösungen der Rätsel in Folge 24:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Debuet, 5. Riga, 9. Abo, 10. senil, 11. Meru, 12. Athene, 13. Ern, 15 Senegal, 17. op., 19. Gau, 21. Ar, 22. haschen, 25. Nab, 27. Kontur, 30. Asta, 31. odios, 33. Ute, 34. Nest, 35. Sommer. — Senkrecht: 1. Dame, 2. Ebers, 3. Borneo, 4. Ei, 5. Reh, 6. Ines, 7. Gin, 8. Aleppo, 10. Strauch, 14. Pegasus, 16. Gas, 18. Balkon, 20. Pensum, 23. Natte, 24. Anis, 26. Baer, 28. Ode, 29. tot, 32. Po. * **Magische Treppe:** 1. Seil, 2. Esse, 3. Isis, 4. Lessing 5. Isar, 6. Nabe, 7. Greifer, 8. Fase, 9. Espe, 10. Rees. * **Verschieberätsel:** 1. Elisabeth, 2. Nelkenöl, 3. Stellwerk, 4. Segelboot, 5. Schmeling, 6. Spittler, 7. Appenzell, 8. Feldwebel. * **Bilderrätsel:** Taten wachsen aus Gedanken. * **Viereck:** 1. Looping, 2. Orestes, 3. Istrien, 4. Gesinde. * **Zahlenrätsel:** 1. Gurgel, 2. Europa, 3. Namur, 4. Entenei, 5. Remedium, 6. Astrid, 7. Lepra. „Generaladmiral." * **Kreuzworträtsel mit magischen Quadraten:** Magische Quadrate: A. Abt, Boa, Tag. B. Nab, Ara, bar. C. Not, one, Ter. D. Man, Ale, neu. (**Kreuzworträtsel**): Waagrecht: 1. Adler, 5. Rente, 6. Oder, 8. Aida, 11. Eis, 12. Agnat, 13. SA., 15. enorm, 17. Emu, 18. Last, 19. Udet, 20. Lunge 21. Organ. — Senkrecht: 1. Ares, 2. der, 3. Etage, 4. rein, 6. Oesel, 7. Diana, 8. Dahme, 10. Adout, 14. Artur, 16. Oslo, 17. Eden, 19. Uga. * **Zahlen-Kryptogramm.** 1. Unterhaus, 2. Demosthenes, 3. Scharade, 4. Krakowiak, 5. Kilometer, 6. Wirsing, 7. Landdistrikt, 8. Kreta, 9. Blutgefäß, 10. Borgia, 11. Eden. Aus dem Charakter wird die Tat geboren. * **Silbenrätsel:** 1. Wilhelmshaven, 2. Alibi, 3. Sardine, 4. Metropolis, 5. Audienz, 6. Norwegen, 7. Elsa, 8. Innung, 9. Nikotin, 10. Maharadscha, 11. Anatom, 12. Lachesis, 13. Isis, 14. Stanislau, 15. Datum, 16. Amfortas. Was man einmal ist, das muß man ganz sein. * **Kryptogramm:** Stativ, Handhabe, Haftung, Stunde, Treiber, Erbauung, Bandtrommel, Betreuung, Landsitz, Soutane, Buddha, Luftdruck, Ziemer, Kachel, Neiße, Genre, achttausend, Beute, Fischvergiftung, Verweis, Gandhi, Peitsche, Kraft. „Standhaft und treu, und treu und standhaft, Die machen ein recht teutsch Verwandtschaft!" * **Wirrwarr:** Blut und Boden als die ewigen Gegebenheiten erwachen als die entscheidenden Voraussetzungen des nationalen Lebens.

HANS LERCH:

Der Menschenfresser von Karauli

Das Morse-Alphabet kannte Jonny Webster in- und auswendig. Das hatte man schon in den ganzen Jahren bei der Truppe gelernt. Doch wie das sonst alles zusammenhängt mit dieser verdammten Elektrizität, das war einfach nicht in seinen Schädel hineinzubringen. Doch die Prüfung als Telegraphist mußte gemacht werden, wenn man nicht als einfacher Streckenwärter der Bahnlinie Katah—Dhartpur sitzenbleiben wollte. Nein, gewiß hatte man nicht lange Jahre in diesem Indien die Uniform durch Steppen und Wälder getragen, um nun mitten im Dschungel sich von den Moskitos Tag und Nacht vergällen zu lassen. Und vor allem würde Jenny Bratford bestimmt nicht mit hinaus in diese Einöde kommen... Wo sie doch so gern tanzte und ins Kino ging! Also mußte schon die Prüfung als Telegraphist bestanden werden. Dann saß man schön in Katah oder in Djaipur oder Dhartpur... Das waren doch wenigstens Städte, wenn auch verdammt heiße Nester... Und wenn man dann alt und grau geworden war, ging es doch eines Tages ins old merry England zurück.

James Lind mußte gesehen haben, wie Jonny lange auf die Tischplatte starrte. „Mensch, das ist doch so einfach. Eben hat es der Kurslehrer erklärt... Ein Bunsenelement, das als Stromquelle für den elektrischen Telegraphen benutzt wird, besteht aus einer Zelle mit einer Zinkplatte in Schwefelsäure und aus einer zweiten mit einer Kohle-Elektrode in Salpetersäure..." „Hast gut reden", knurrte Jonny, „bei dir fahren die Worte in den Schädel wie ein Eisenbahnzug in den Sackbahnhof... Aber mein Denkkasten ist ein kleiner Tunnel... Da fahren sie zum anderen Loch immer wieder hinaus!"... James Lind gähnte. „So einfach ist das, Jonny... Schwefelsäure ist farblos, stark ätzend und raucht nicht... Salpetersäure erkennst du sofort an den braunen Dämpfen, die sie in dieser indischen Hitze wie ein kleiner Feuerberg entwickelt"... „Schwefelsäure ... Salpetersäure", ... murmelte Jonny, „das lerne ich nie!" „Du mußt. Der Commissioner will das bei der Prüfung besonders wissen... Es ist sein Steckenpferd.. "

Jonny bohrte die Zeigefinger in beide Ohren. Unaufhörlich bewegten sich seine Lippen...

Lind sah ihm zu. „Du, noch etwas!" schlug er ihm auf die Schulter. „Es ist ein Rundspruch da... Der Menschenfresser von Karauli ist wieder gesichtet worden. Weißt du, der alte Tiger, der schon zwei Dutzend Eingeborene geschlagen hat. Soll sich in der Nähe der Blockstelle F herumtreiben... Guten Appetit, du hast heute abend auf „F" Dienst..."

Jonny blickte auf. „Werde mit meinem Schießeisen und mit dem Menschenfresser von Karauli eher fertig werden als mit dieser dreimal verdammten Schwefel- und Salpetersäure!"

Nach diesen Worten lernte Jonny, bis es Zeit war, in den Zug zu steigen, der ihn auf Blockstelle F absetzen sollte.

Die Lokomotive schnaufte durch Dschungel und Wald. Als die Wellblechbaracke mit dem großen Buchstaben F auf den Wänden und dem Signalmast davor in Sicht kam, stand Staughton schon am Gleis. „Gib obacht, Jonny, der Menschenfresser tigert hier umher..."

Jonny zeigte nur auf seinen Browning, ging zur Blockstation und murmelte... „Schwefelsäure, ist, wenn braune Dämpfe ... Nein, das ist Salpetersäure... Hol der Himmel die Säuren gnädigst in seinen sanften Schoß!"

Mechanisch meldete er den Zug nach Blockstelle G, dann setzte er sich auf den Bock vor dem Morseapparat. Verflixt stickig war hier drin die Luft. Dieser Dummkopf von Staughton hatte die Fenster geschlossen. Bah, Angst vor einem Tiger... Dann schon eher vor Salpeter- und Schwefelsäure. Er blickte zu den Bunsenbatterien, zu dem großen Kleiderspind, auf dem zwei dickbauchige Flaschen standen... Richtig, das waren ja die beiden Säuren-Schweinehunde... In der einen war Salpeter- und in der anderen war Schwefelsäure zum Nachfüllen für die Batterien. Beide sahen sie aus wie Wasser... Also wie war es... Wer rauchte braun? Natürlich Schwefelsäure... Nein, das stimmte nicht, dann Salpetersäure... Nein, umgekehrt... Jonny wurde heiß. Er zog die Jacke aus, warf den Browning auf die Pritsche und riß beide Fensterflügel auf. Wann kam der Gegenzug von Dhartpur? In etwa einer halben Stunde. So lange konnte man noch lernen. „Also Schwefelsäure", sprach er halblaut mit der Nase über dem Leitfaden, „ist eine farblose, sirupartige Flüssigkeit von stark ätzender Wirkung. Salpetersäure sieht gleichfalls weiß aus, ist nur leichter beweglich und stößt beim Zusammentreffen mit der Luft braune Dämpfe aus. Sie ist stark ätzend... Salpetersäure befindet sich an der Kohle-Elektrode, Schwefelsäure an dem Zink der Bunsenbatterie."

„Ist doch einfach genug, Jonny, du dummer Teufel", schimpfte er sich selbst aus. „Man muß sich nur klarmachen, wo Zink ist, ist auch Salpeter... Donnerwetter, schon wieder falsch, hat denn diese blöde Hitze meinen Gedächtniskasten ganz ausgetrocknet!" Und wieder bohrte Jonny beide Zeigefinger in die Ohren und büffelte. Die Sonne war schon beim Sinken. Draußen rührte sich kein Lüftchen.

Da, ein leises Scheuern draußen am Wellblech. Jonny hörte es nicht... Jetzt, ein Kratzen... Jetzt vor dem Fenster ein Fauchen, ein gräßlich großer Kopf eines bengalischen Tigers... „Der Menschenfresser von Karauli", schoß es durch seinen Kopf. Mit einem Satz wollte er hinüber zur Pritsche und zum Browning, da war die Bestie schon in der Blockstelle. Doch Jonny hatte nicht umsonst seine Jahre als Soldat gedient. Auf den Schemel und mit einem Armzug auf den Schrank hinauf, das war eins. Der Tiger kauerte am Boden und ließ seine grünen Lichter in die Höhe lohen. Deutlich sah Jonny, wie er die Muskeln der Hinterbeine zum Sprung spannte, wie sein Schweif aufgeregt hin und her pendelte Unwillkürlich griff Jonny nach der einen von den beiden Flaschen, die die Säuren zum Nachfüllen der Batterien enthielten. Vielleicht konnte er die der Bestie auf den Schädel schmettern. Er atmete schwer, und sein Herz hämmerte gewaltig. In Bruchteilen von Sekunden überlegte er, daß Jenny Bratford wohl nun weder nach Katah noch nach Dhartpur zu kommen brauche..., daß dieser künftige Telegraphist Webster zugleich wohl in einigen Sekunden auch von allen Prüfungsängsten befreit sein würde .. Gleich, ob er wisse, was... Schwefel-... und was Salpetersäure sei... Halt, Salpetersäure..., hatte nicht in dem Leitfaden gestanden, sie entwickele braune Dämpfe. Hoho, vielleicht paßte das der alten wütenden Tigerkatze gar nicht, wenn er ihr ein paar solche braune Dämpfchen vor die Nase setzte... Doch das mußte blitzschnell gehen. In dem Augenblick, in dem sich Jonny bewegte, würde der Menschenfresser zum Sprung ansetzen. Er angelte mit der rechten Hand nach der einen Flasche. Der Glaspfropfen saß fest... Jonnys Blut stockte... Leise löste er die Hand von dem Flaschenhals und angelte nach der anderen. Gottlob, hier war der Pfropfen locker. Die Bestie unten schnob leise. Und jetzt kam es darauf an... Jonny kippte die Flasche nach vorn, der Tiger schnellte hoch, doch schnellte sein mächtiger Kopf mitten in den dicken Säurestrahl hinein, der Leib klatschte gegen den Schrank, daß das Holz knirschte, doch die Pranken trafen schon die Luft. Brauner stickiger Nebel braute auf, der Tiger brüllte, die grünen Lichter waren erloschen, die Säure hatte ihn geblendet. Er wälzte sich schmerzgepeinigt auf dem Rücken. Die Pranken erwischten den Tisch und warfen ihn gegen die Wand, die Pranken trafen den Schemel und ließen ihn so auf die Pritsche sausen, daß seine Beine wie Streichhölzer brachen und Jonnys Browning knallend in irgendeine Ecke fuhr. Der Menschenfresser von Karauli raste vor Schmerzen, sein Schweif peitschte wild hin und her, er setzte zu Sprüngen an und prallte gegen das Wellblech, daß die ganze Blockstation zitterte. Da, ein neuer Säurestrahl aus Jonnys Flasche, der ihn mitten in das bleckende Maul traf, und in das Rasen, Brüllen und Rumoren der helle Glockenlaut des Telegraphen, der den Zug von Dhartpur ankündigte. Noch zehn Minuten, dann mußte der Zug vorbeikommen. Jonnys Herz klopfte bis zum Hals. Der zum Tode gepeinigten Bestie war alles zuzutrauen, und die Säuredämpfe nahmen einem hier oben auf dem Schrank fast den Atem. Der Tiger hatte jetzt die Pranken in die Wolldecke der Pritsche verkrallt und zerriß sie in tausend Fetzen. Endlos schlichen die Minuten. Endlich draußen Lokomotivenlärm und ein Pfiff... Natürlich! Jonny hatte ja oben auf seinem Schrank das Blocksignal nicht bedienen können... Gottlob, der Zug mußte halten, nun würden die draußen sich denken können, daß in der Blockstation F etwas nicht stimmte

Der Tiger bearbeitete noch immer mit den Pranken die Decke und das Holz der Pritsche.

Da, Gesichter am Fenster... Der Lokomotivführer und der Zugschaffner... „Vorsicht!" brüllte Jonny, „holt Schießeisen!"

Da hatten die beiden schon genug gesehen. Noch Sekunden, dann schoben sich zwei Flintenläufe durch das Fenster. Zwei Schüsse peitschten, und der Leib des Tigers bäumte sich zum letzten Male auf.

Vorsichtig stiegen der Lokomotivführer und der Zugschaffner zum Fenster hinein... Der Tiger war tot.

Hustend sprang Jonny vom Schrank herab.

Der Lokomotivführer tippte den Tiger mit dem Fuß an.

„Ein toll großer Bursche. Schade, das Fell ist ganz verbrannt. Was hast du ihm auf den Pelz gegossen?"

Jonnys Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. „Salpetersäure, weiß, farblos, stark ätzend, entwickelt bei der Berührung mit der Luft braune Dämpfe und dient zur Füllung der Bunsen-Elemente an der Kohle-Elektrode..."

„Donnerwetter, Donnerwetter!" brummte der Zugschaffner, „wenn du das so gut weißt, dann wirst du ja auch die Telegraphistenprüfung mit Glanz bestehen...!"

„Sicher", rief Jonny, noch immer hustend, „und dann wird ja auch Jenny Bratford eines Tages in Katah ankommen...!"

Die rentable Teufelsbeschwörung

Mit der Teufelsbeschwörung wollte man sich bekanntlich den Satan selbst dienstbar machen. Eine berühmte Hexe machte sich diesen Aberglauben sehr originell zunutze. Sie lud zahlreiche Damen der höchsten Gesellschaft zu sich ein, indem sie sich anheischig machte, den Teufel bestimmt erscheinen zu lassen.

Als nun eine größere Zahl vornehmer Damen wirklich ihrem Rufe Folge leistete, verdunkelte die Hexe geheimnisvoll den großen Versammlungssaal, und befahl dann den Damen, sich nackt auszuziehen, da die Hofetikette des Teufels verlange, völlig unbekleidet vor dem Höllenfürsten zu erscheinen.

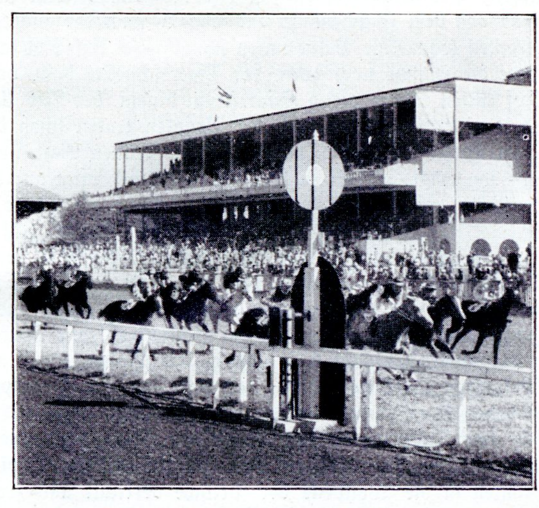
Eine Dienerin räumte nun gemeinsam mit der Hexe alle Kleider und Juwelen weg und verschwand, die törichten „Gläubigen" ruhig ihrem Schicksal überlassend.

TURF IN PAONA

Die Rennbahn von Bombay



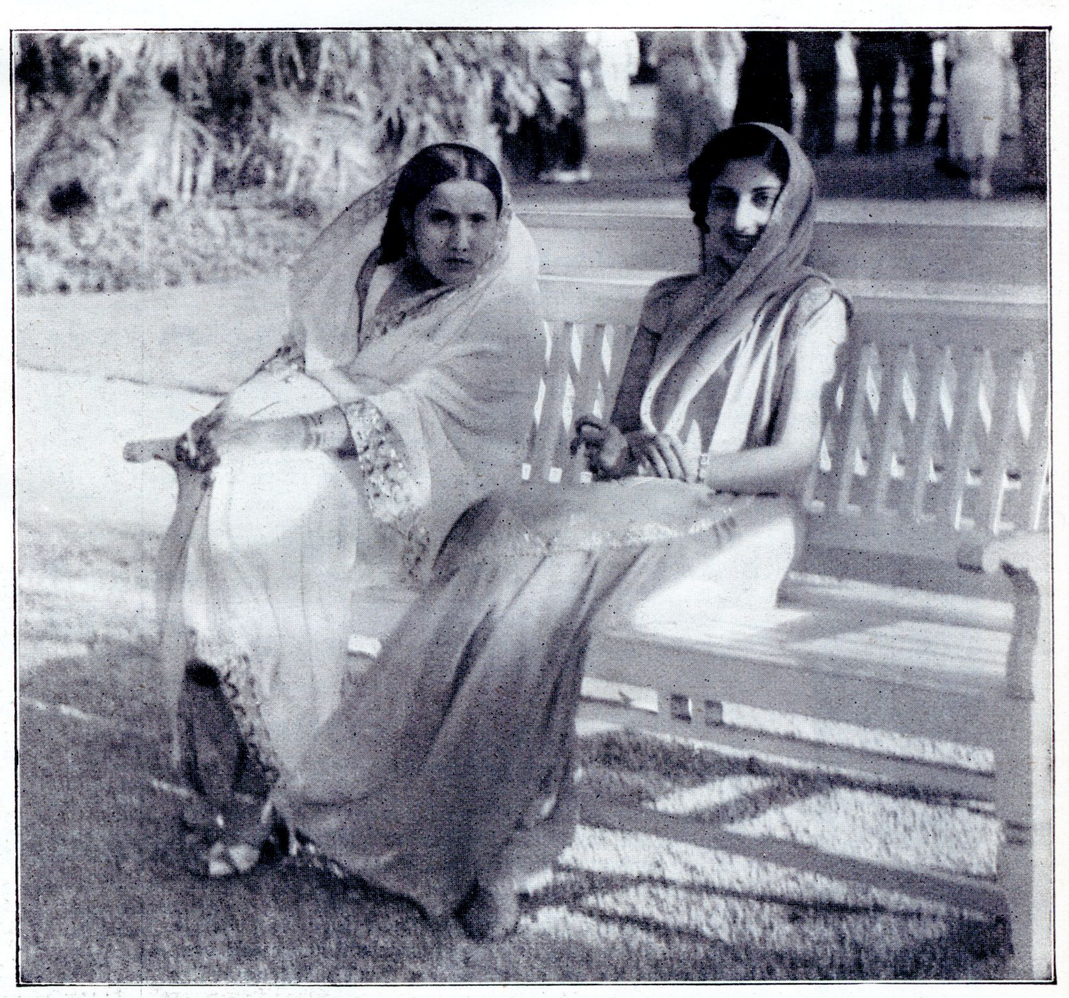
Inderinnen und Engländerinnen.
Pferderennen sind in Bombay, wie anderswo auch, mit großer Modenschau verbunden. Auch die vornehmen Eingeborenen nehmen daran teil



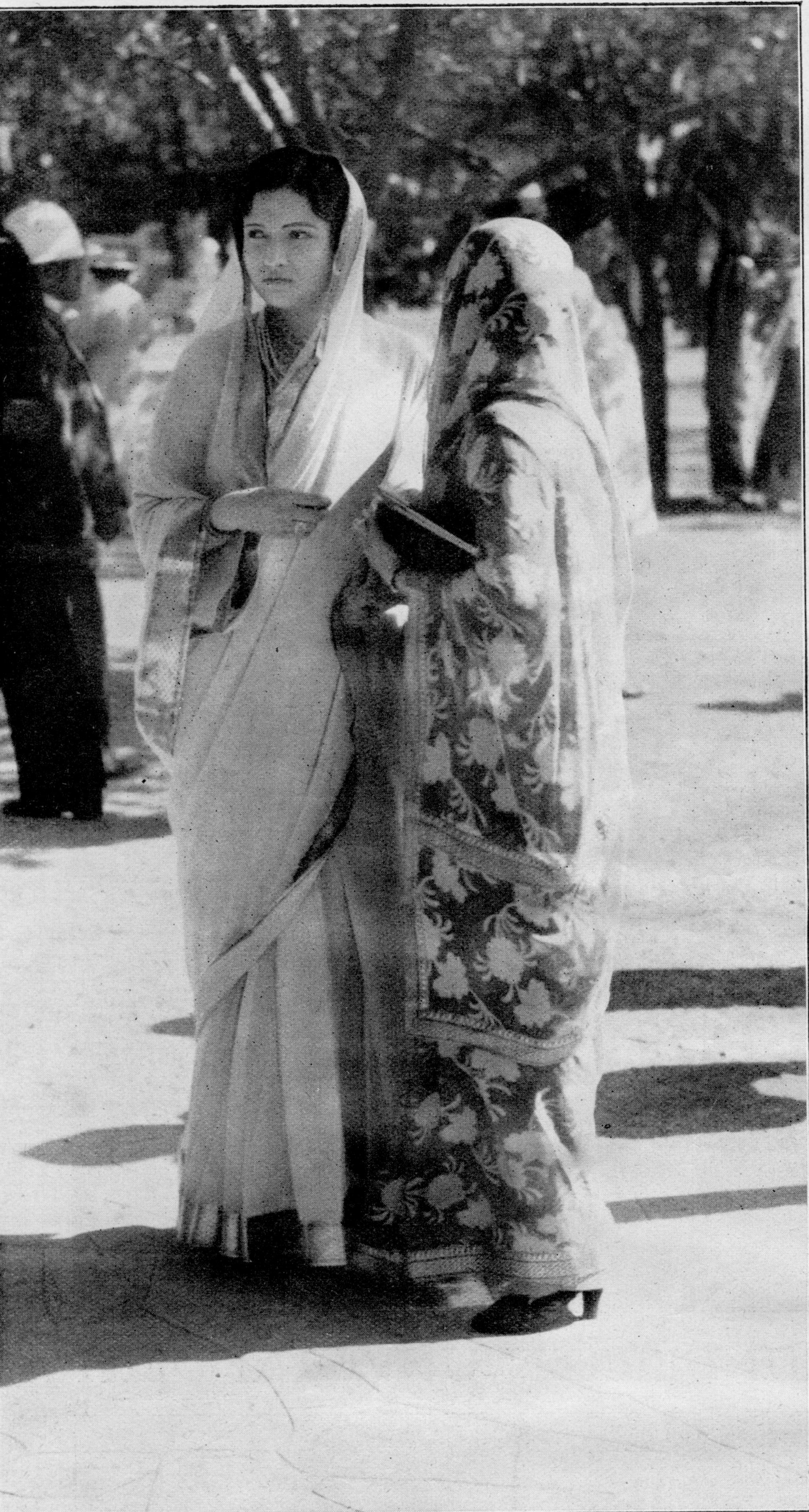
Das „Finish" sieht in Paona ebenso aus wie auf der ganzen anderen Welt.
Die beflaggte Haupttribüne im grellen Sonnenschein und das Feld der Rennpferde, auf die hohe Summen gewettet sind.



Eine Engländerin mit ihrer Tochter und deren Gesellschafterin.



Zwei junge indische Damen zeigen den letzten Schrei ihrer Mode.

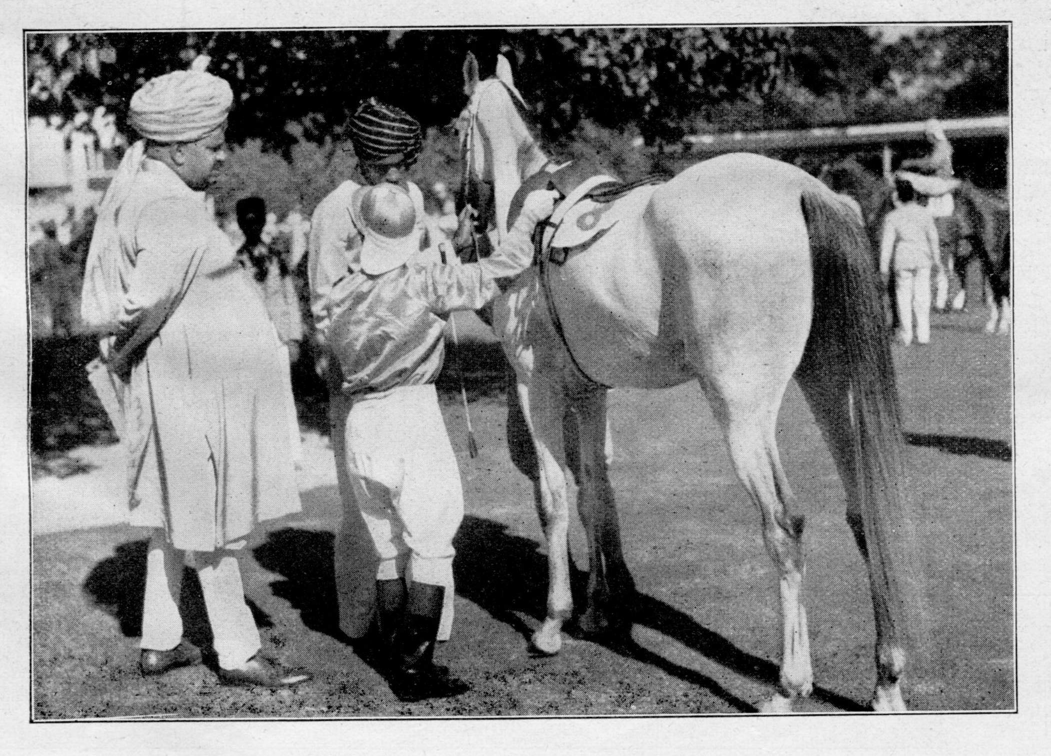


Hoher Besuch auf der Rennbahn von Paona. Eine Prinzessin von Nepal.



Eine Parsi-Lady überzeugt sich in ihrem Programm vom Verlauf der nächsten Rennen.

Aufnahmen: Oskar Milbach



Rechts: Der Maharadscha von Kolhapur mit seinem Jockey und seinem Trainer vor dem Start eines neuen Rennens.

Auf der Pferderennbahn in Paona bei Bombay werden alljährlich die neuesten europäischen und indischen Moden gezeigt. An den Rennen nimmt die gesamte Bevölkerung teil, arm und reich, hoch und nieder, und von weither kommen die Maharadschas und Maharanis mit ihrem Hofstab, um die Pferde ihrer großen Rennställe laufen zu sehen. Den Höhepunkt der Rennsaison bildet das Eclipse-Stake; ganz Bombay ist auf den Beinen und verwettet oft den letzten Penny.

Eis-Bar in Kopenhagen



Die praktische Erfindung eines dänischen Ingenieurs: Eisgekühlte und mit Schnee bedeckte Platten sind zur Frischhaltung der Getränke in die Tische eingelassen.

In Kopenhagen wurde in Erwartung heißer Tage eine Bar mit seltsamer Kühlanlage eröffnet. Die Tische tragen einen Belag von Schnee, in den der Gast sein Trinkglas setzen kann. Niemand braucht Sorge zu haben, daß der Schnee schmelzen könnte, denn eine elektrische Kühlanlage hält die Glasplatten ständig auf niedrigster Temperatur. Nur die Tischränder und die Stühle sind nicht eisgekühlt.

(Aufnahmen Weltbild 2).



Die Bar mit der schneebedeckten Tischplatte. Eine elektrische Kühlanlage verhindert, daß der Schnee schmelzen kann.

EIN HANDWERK - SEIT JAHRHUNDERTEN UNVERÄNDERT

Die Achatschleifer von Idar

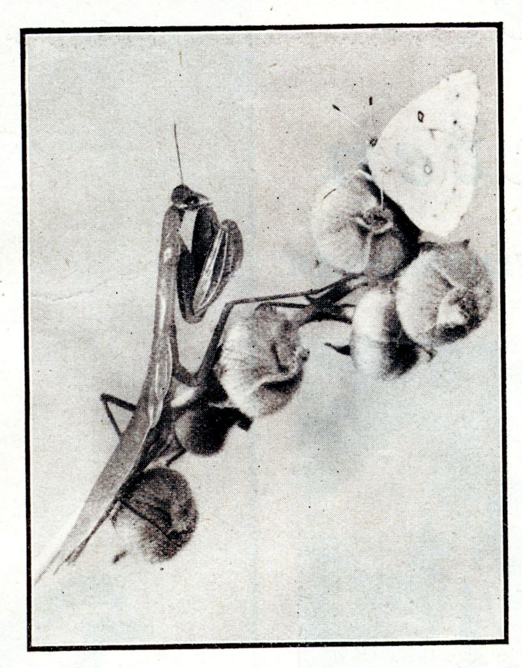
Aufnahmen: S. Balkin.

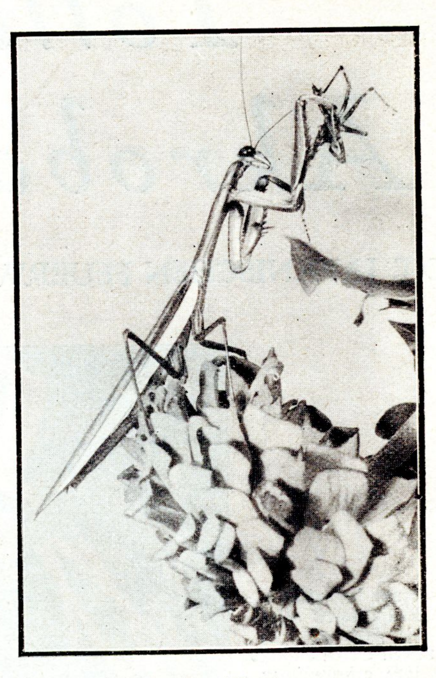
Vor den Toren Triers — im Idartal — wurde schon zur Römerzeit nach edlen Steinen gegraben. Vielleicht hat man damals auch schon mit der Bearbeitung des Achats an Ort und Stelle begonnen. Sicher ist freilich nur, daß die liegenden Schleifer von Idar eine Jahrhunderte alte Tradition besitzen. Merkwürdig ist ihre Arbeitsweise: sie liegen bäuchlings



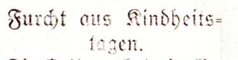
auf sogenannten Schleifstühlen und können so das Werkstück besser gegen die Schleiffläche drücken. Schon ein Stich von zirka 1700 zeigt die gleiche Schleifmethode, die man heute noch anwendet.







In raschem Ansprung überfällt die Gottesanbeterin ihre Beute.
Die langen Hinterbeine befähigen das Insekt, sich mit ungeahnter Geschwindigkeit auf das Opfer zu stürzen. Genau wie eine Katze springt sie die Beute an. Die bewehrten Vorderbeine schlagen sich so rasch in das wehrlose Opfer, daß das menschliche Auge diesen Bewegungen gar nicht so schnell folgen kann.



Furcht aus Kindheitstagen.
Die Gottesanbeterin liefert Wespen und Hornissen einen erbitterten und meist siegreichen Kampf. Aber den Ameisen geht sie ängstlich aus dem Wege, obwohl ihr Panzer nicht mehr so weich ist wie in ihrer Jugend.



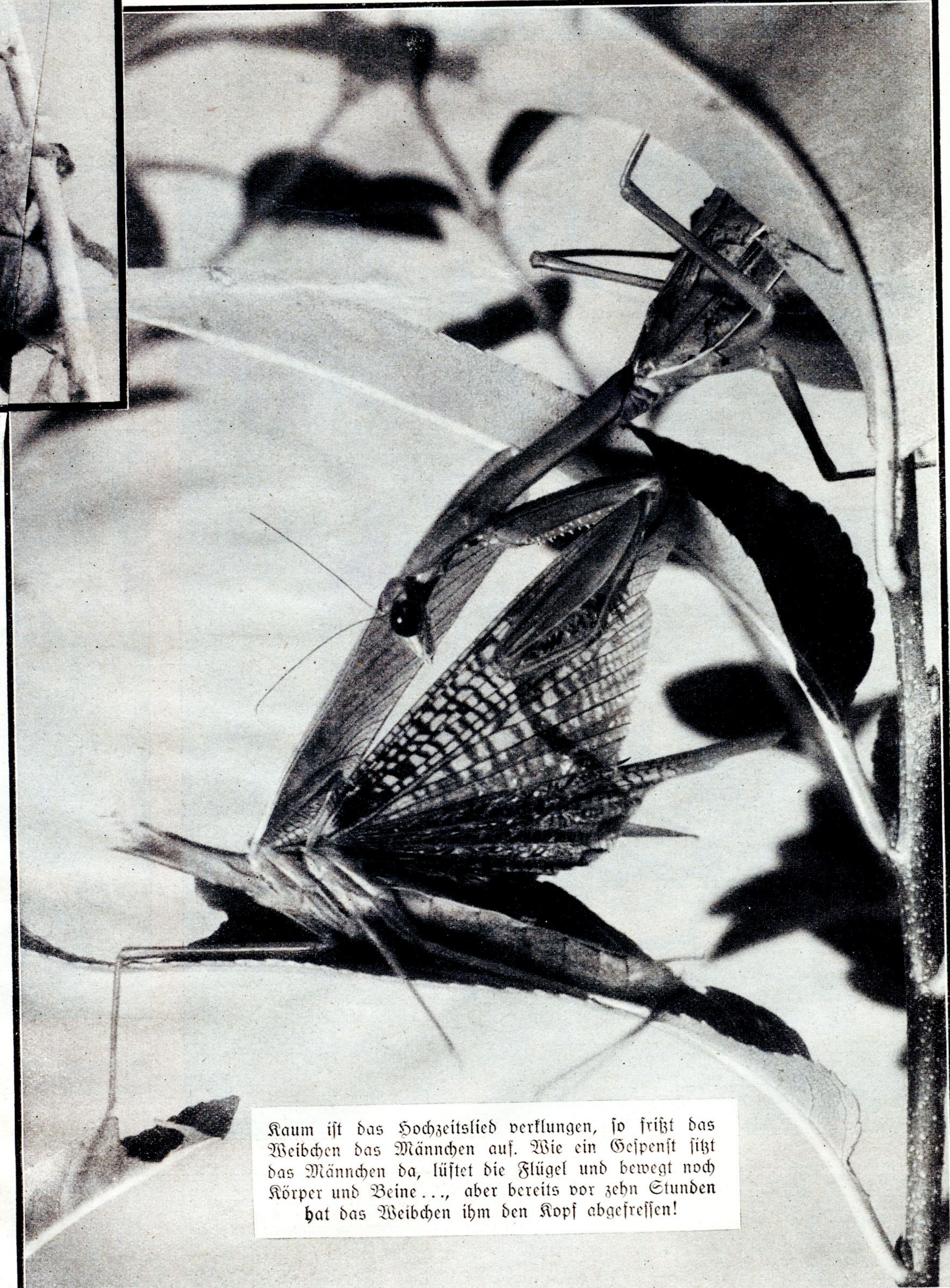
*

Rechts: Die Gottesanbeterin ist das einzige Insekt der Welt, das seinen Kopf wie ein menschliches Wesen nach allen Seiten drehen kann.

Aufnahmen: Paul Thompsen.

Die Gottesanbeterin

KAMERASTUDIEN AUS DEM LEBEN DER FANGHEUSCHRECKE



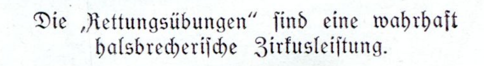
Kaum ist das Hochzeitslied verklungen, so frißt das Weibchen das Männchen auf. Wie ein Gespenst sitzt das Männchen da, lüftet die Flügel und bewegt noch Körper und Beine ..., aber bereits vor zehn Stunden hat das Weibchen ihm den Kopf abgefressen!

Tolle Akrobaten

DIE JAPANISCHEN FEUERWEHRMÄNNER

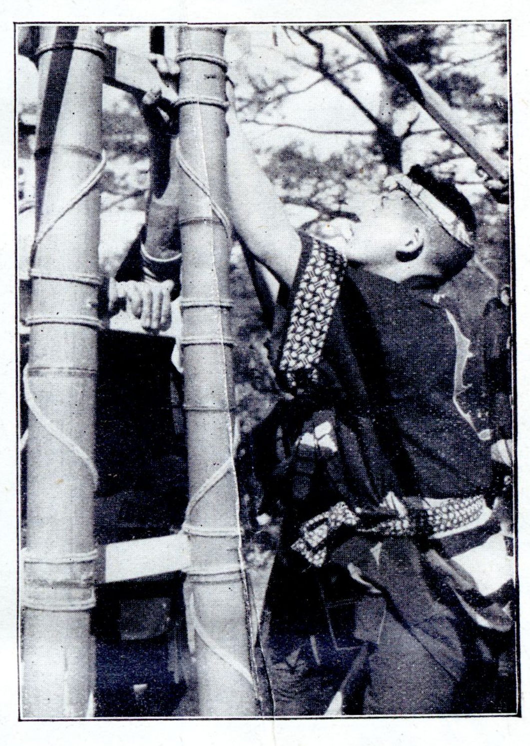


Zum japanischen Neujahrsfest zeigt die Feuerwehr in vielen Orten Japans ihre erstaunlichen Künste im Erklettern von Bambusleitern und im Retten bedrohter Personen. Als alter Zauber gegen Feuersgefahr wird Papierschmuck an den Leitern angebracht.



Die „Rettungsübungen" sind eine wahrhaft halsbrecherische Zirkusleistung.





Bambusstangen und Bambusleitern werden von nervigen Fäusten gehalten.

Bild links: Der Feuerwehrmann klettert geschwind und sicher wie eine Katze bis zum Leiterende und führt dort die waghalsigsten Kunststücke vor.

Aufnahmen: Fritz Henle (Mauritius)

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München, Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]